



Lichtenberg Gesellschaft e.V.

www.lichtenberg-gesellschaft.de

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter [tuprints](http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de), dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to [tuprints](http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de), E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter www.lichtenberg-gesellschaft.de

In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see www.lichtenberg-gesellschaft.de

Karl S. Guthke

Lichtenberg und die Exoten „Ozeanisch in Göttingen“

Kolumbus!, Kolumbus! überall.
(J 1849)

1.

Gegen Ende seines zweiten England-Besuchs, am 30. November 1775, läßt Lichtenberg sich von London in den Vorort Deptford an der Themsemündung hinausfahren, nicht etwa, um den Ort des skandalumwitterten Wirtshaustodes von Christopher Marlowe in Augenschein zu nehmen, sondern um „das Schiff *Resolution*“ zu besichtigen, „worin Capt. Cook mit Herrn Forster die große Reise um die Welt getan hat. [...] Ich hab mir ein Stück Holz davon abschneiden lassen“ (RA 204).¹ Der Englandreisende eignet sich die kultiviert-barbarische Gewohnheit der reisenden Engländer noch des 19. Jahrhunderts an, authentische Souvenirs aus fernen Ländern des Empire mitzubringen, einen Stein der Cheops-Pyramide zum Beispiel oder den Holzsplitter eines indischen Buddha. Bei Lichtenberg jedoch ist jener Schnitzel von der *Resolution*, der also mit Captain Cook auf dessen zweiter Reise 1772-75 um die Welt gesegelt ist und den er nun in Göttingen jederzeit zur Hand haben kann, mehr als ein bloßes Souvenir, eher schon ein Fetisch. Fetisch: ihre Götter nennen „die afrikanischen Wilden“ selbst nicht so, bemerkt Lichtenberg in einem seiner Sudelbücher; Fetisch, portugiesisch *fetisso*, sei vielmehr „ein *gefeiertes* [...] bezaubertes göttliches Ding“ (J 1090). Ähnlich ist das Stück Holz der *Resolution* für Lichtenberg im Alltag der meeresfernen Kleinstadt eine Art säkulare Reliquie, unreproduzierbar, würden Benjaministen hinzufügen, die ihm, wie eine rauschende Muschel etwa, in seinem engen Studierzimmer die lebendige, wirkende Aura oder Präsenz eines ganz „anderen“ aus größter überseeischer Ferne gewährleistet.

Aber andererseits bestätigt das Stück Holz von Cooks weltumsegelndem Schiff ihm auch nur, was in seinem Bewußtsein längst feststeht:² die große weite Welt des Exotischen ist der seinen, selbst der binnenländischen im Königreich Hannover, aufs engste benachbart. Konkret und symbolisch zugleich hatte Lichtenberg diese Verbundenheit mit der fernsten Ferne ein halbes Jahr vor dem Ausflug nach Deptford erfahren. Am 24. März lernte er durch Daniel Solander, der Cook auf der ersten Weltreise begleitet hatte, den Polynesier Omai kennen, den Kapitän Tobias Furneaux, Kommandant der *Adventure*, von Cooks zweiter Reise mit-

gebracht hatte: „Es war mir nicht unangenehm, meine rechte Hand in einer andern zu sehen, die gerade vom entgegengesetzten Ende der Welt kam“ (RT 25). Noch 1793 wird Lichtenberg in seinem provinzmüden Aufsatz „Warum hat Deutschland noch kein großes öffentliches Seebad?“ schreiben: „Der unbeschreibliche Reiz den ein Aufenthalt am Gestade des Weltmeers in den Sommermonaten“ ausmache, und zwar „zumal für den Mittelländer“, sei

„die Betrachtung, daß die Welle, die jetzt hier meinen Fuß benetzt, ununterbrochen mit der zusammenhängt, die Otaheite und China bespült, und die große Heerstraße um die Welt ausmachen hilft; [...] dieses [...] wirkt auf den gefühlvollen Menschen mit einer Macht, mit der sich nichts in der Natur vergleichen läßt, als etwa der Anblick des gestirnten Himmels in einer heitern Winternacht“ (SB 3, 96).

Unüberhörbar ist hier der Anklang an die geflügelt gewordene Stelle am Schluß von Kants „Kritik der praktischen Vernunft“, die den Menschen definiert durch seine Fähigkeit zum Aufblick zum gestirnten Himmel als dem imposantesten Zeugnis der Schöpferkraft Gottes (und durch den Einblick in „das moralische Gesetz“ in sich selbst) – der Anklang und zugleich die Polemik. Denn was sich hier bei Lichtenberg artikuliert, ist ein ganz anderes Lebensbewußtsein: nicht mehr ein transzendenzbezogenes, sondern ein weltumspannendes. Der Mann, der der Göttinger Akademie keine sinnvollere Präsentation machen konnte als die „Vaugondysche Charte von den Südländern“, in die Forster ihm die Reise-Route Captain Cooks eingezeichnet hatte,³ der Mann, der in scherzhaft-ernster Laune eine „Punschbowle mit einem *Globo terrestri*“ vergleichen konnte (C 86) und entsprechend von dem Einfall der Chinesen angetan war, „ihre Seekarten auf Kürbisse“ zu zeichnen (L 820), der Mann also, dem das alltägliche Objekt statt der physikotheologischen Ewigkeitsperspektive eine betont diesseitige und weltweite Optik eröffnet – dieser Mann weiß, was die Stunde geschlagen hat. Er weiß, was es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bedeutet, auf der Höhe der Zeit oder doch, wie er es bescheiden ausdrückt, „nicht unter“ ihr zu sein (D 474: „Bemühe dich, nicht unter deiner Zeit zu sein“). Auf der Höhe der Zeit zu sein, das hieß: ein Bewußtsein davon zu haben, daß man im (heute im Anschluß an John H. Parry so genannten) „zweiten Entdeckungszeitalter“ lebte.⁴ Das war die Zeit nicht mehr der freibeuterisch-conquistadorenhaften, sondern jener wissenschaftlichen Erschließung der neuen Welten jenseits der Meere, die die aufgeweckten Köpfe, ganz abgesehen von allem geographischen, botanischen und zoologischen Erkenntniszuwachs, in letzter Instanz mit sich selbst konfrontierte. Reisebeschreibungen, so beginnt Herder das 7. Buch seiner „Ideen“, tragen bei zur „Philosophie unsres Geschlechts“. Die Frage „*Was bin ich?*“, auf die sich für Lichtenberg „alles in der Philosophie reduziert“ (H 172), stellt sich jetzt, im Zeitalter der gegenüber den früheren Eroberungsexpeditionen betont „philosophischen“ Weltreisen, anders als unter dem bisher in der Anthropologie gültigen Vorzeichen der Theologie. Jetzt ist es die Ethnologie, die zunächst einmal

empirisch bestandsaufnehmende Anthropologie der Exoten, die im vergleichenden Blick auf den vermeintlich bereits bekannten Europäer zu jener „Kenntnis des Menschen“ (D 127) führt, die alle intellektuellen Unternehmungen eines Mannes wie Lichtenberg letztlich umkreisen (F 149). Was Wieland 1785 im „Teutschen Merkur“ feststellt, gilt auch für Lichtenberg, mit dem Unterschied, daß Lichtenberg sich dem Problem auf höherem Reflexionsniveau widmet:⁵ die frühaufklärerische Binsenweisheit, das eigentliche Studium des Menschen sei der Mensch, bedeute auf der Höhe der Aufklärung, daß „ächte Menschenkenntnis“ nicht von analytischer Nabelschau zu erwarten sei, sondern von der „Völkerkunde“, deren Ergebnisse oder Materialien damals bereits in einer „großen Menge“ von Reisebeschreibungen vorlagen.⁶ So betont auch Lichtenberg, die „neuen Reisen ins Südmeer“ hätten nicht den Handel, sondern „die Wissenschaft erweitert“ im Gefolge der „edlen Wißbegierde unsers philosophischen Jahrhunderts“,⁷ die in erster Linie dem Menschen gilt.

In solchem zeitgemäß globalen Horizont also – Bände spricht, daß ein philosophischer Stubenhocker wie Herder von dem Weltumsegler Georg Forster um eine Frageliste für eine 1787 projektierte Pazifikreise gebeten wird, um diese für das „Studium des Menschengeschlechts“ möglichst fruchtbar zu machen – „bemüht“ auch Lichtenberg sich darum, „das menschliche Herz kennen zu lernen“ (F 511). (Auch er übrigens stellt für Forsters geplante Reise einen Fragenkatalog zusammen.)⁸ Bei Lichtenberg von einem gerade auch durch die Aufklärung „verengten Blick“ zu sprechen, von einem „sehr engen Winkel, aus dem [er] die Welt beobachtete“, vermittelt kaum die ganze Wahrheit.⁹ Gewiß ist Lichtenberg nicht selbst um die Welt gereist; er verbrachte vielmehr fast sein ganzes Leben in einem Land von „ungewöhnlicher Unbekanntschaft mit der Welt und dem Menschen“ (SB 3, 269). Doch hatte er vom zeittypischen Ideal des reisenden Philosophen das Philosophische mehr als so manche, die wirklich die Kontinente umsegelten, Chamisso etwa, der in seinem späten Zeitpunkt noch immer nur auf das Klischee des edlen Wilden als Erklärungsmuster für alles Fremde rekurriert, an dem Cook und Forster schon ihre Zweifel hatten. Immerhin aber verbrachte Lichtenberg mehr als ein Jahr in England, das für ihn nicht allein durch Omai das Einfallstor der großen weiten Welt war. Das imperiale Land war ihm im Vergleich zu den deutschen Territorien, die er gewohnt war, geradezu die Hohe Schule der „Kenntnis des Menschen“ und der „Kenntnis der Welt“ (SB 3, 333). England war das Paradigma der Insel, die gerade durch die sie scheinbar isolierenden Wellen mit der ganzen Welt verbunden ist; und die Erfahrung des Insularen in diesem Sinne stellt für Lichtenberg ein umwerfendes Erlebnis dar: „Wer so etwas noch nicht gesehen hat [konkret ist von der damals noch englischen Insel Helgoland die Rede], datiert ein neues Leben von einem solchen Anblick, und liest alle Beschreibungen von Seereisen [die zu Lichtenbergs Lieblingslektüre gehören] mit einem neuen Sinn“ (SB 3, 100). Im Inselreich Großbritannien, und nicht anderswo, im Lande Shakespeares, der die englische „Kenntnis der Welt“ exemplarisch vertritt (E 265), unter Engländern, auf die sein Aperçu gemünzt zu sein scheint:

„Sie tun die Taten und wir übersetzen die Erzählungen davon ins Deutsche“ (C 343) – und er lernt in England (übrigens auch in Göttingen)¹⁰ viele Engländer kennen, die „draußen“, weit draußen gewesen sind; „Sauerteig“ sind sie für ihn – in England also kommt Lichtenberg begreiflicherweise der Wunsch, selbst auf große Fahrt zu gehen: Johann Reinhold Forster, dem er in London begegnet, fragt er, „ob er wohl glaubte, daß ich eine Reise um die Welt aushalten könnte“. „O, *wie nichts!*“ lautet die Antwort. „Ich habe den Mann schon lieb bloß deswegen“ (Bw 1, Nr. 289, 569). Mit anderen Worten: in England erlebt Lichtenberg sozusagen in eigener Person, was Ulrich Im Hof als ein definierendes Kennzeichen der Aufklärung bezeichnet: „die große Öffnung in die weite Welt“.¹¹ Er richtet den Blick nach draußen auf die gesittete Welt und auf die, „die wir nicht mit unter dieser Benennung begreifen“ (SB 3, 35) – wie es dem Vertreter des „säkularen Pietismus“, zu dem man Lichtenberg früher stilisierte, sicherlich nicht anstünde.¹²

Von dem neuen „extraterritorialen“ Blickpunkt aus wendet Lichtenberg dann aber den Blick zurück auf sich oder doch auf den Europäer seiner Zeit und tut dabei sein möglichstes, nicht in seiner vertrauten europäischen Optik und ihren vorgegebenen Deutungskategorien befangen zu bleiben. Vielsagend ist in diesem Zusammenhang die Bemerkung: „Ehe ich noch ein Wort sage, so setze ich die Namen aller der Leute her, die die Welt umschiffen haben, denn ich halte es für etwas sehr Großes“ (D 440). Es folgen nicht weniger als neunzehn Namen. Nur im Horizont von deren globaler Erfahrung, deutet sich an, nur im Schatten von deren Erkundungen sieht Lichtenberg sich selbst denken und schreiben. Und Captain Cook, für Lichtenberg die Symbolfigur solchen globalen Bewußtseins, steht noch nicht einmal auf dieser Liste! Ihm und seinen drei Entdeckungs-Reisen zu den „Wilden“ (SB 3, 62) hat Lichtenberg bekanntlich einen Aufsatz gewidmet, in dem er ihn feiert als „einen der größten Weltumsegler, wo nicht den größten unter allen und einen der berühmtesten Männer der neuern Zeit“ (SB 3, 56). „Wessen Mannes Bildnis, der weder ein Prinz, noch ein Eroberer, noch ein Rebell war, hat man mit so allgemeiner Neugierde angesehen und angestaunt?“ (SB 3, 57) Und warum? Nicht wegen der Entdeckung dieser oder jener Insel oder Küste im Pazifik (die vor allem gesuchte Antarktis fand er ja gerade nicht), sondern – ein typisches Urteil im zweiten Entdeckungszeitalter – weil Cook mehr als alle seine Vorgänger, die Lichtenberg mit Namen nennt, „zu der Ausbreitung unserer Kenntnisse über [die bereits entdeckten, aber immer noch] unbekanntem Teile der Erde beigetragen“ hat (SB 3, 62), und dies nicht durch konventionelle Gelehrsamkeit, deren Vertreter Cook zum Teufel wünschte, als durch „wahren, gesunden Menschenverstand und [...] Macht des eignen Nachdenkens“ (SB 3, 60): das habe ihn „vermutlich“ zu einem „größeren Gelehrten“ gemacht „als viele von den Leuten, die er und die ganze Welt so nannte“ (J 247). Eindeutig ein Urteil, das Lichtenbergs eigene Wertmaßstäbe bestätigt. Cook selbst hat Lichtenberg unter den vielen Weltumseglern, die er in England kennen lernte, „die fürwahr von Otaheite und Neu-Seeland sprachen, wie unser einer von Eimbeck“ (SB 3,

363), zwar nicht gesprochen; mit dem kritischen Kopf aber, der Cook auf der zweiten Südseereise begleitete und den Lichtenberg ganz ähnlich hätte beschreiben können, mit dem „Weltumsegler, Otaheiten und weyland Antipoden“ Georg Forster, war er eng befreundet und jahrelang in engstem Austausch.¹³ Beispielhaft dafür ist sein Brief an Forster von Mitte September 1787: „O! Wenn Sie wüsten was Sie mir für eine Freude mit Ihrem Cook dem Entdecker [Forsters Einleitung zu seiner Übersetzung des Berichts über Cooks dritte Reise, als eine Art Fortsetzung von Lichtenbergs Cook-Essay konzipiert] gemacht haben! Ich habe lange nichts gelesen, was meiner Vernunft u Phantasie eine so reizende Beschäftigung gewährt hätte, als dieser vortreffliche Aufsatz“ (Bw 3, Nr. 1555, 450).

Im Erfahrungs-Horizont dieser und anderer Weltumsegler also glaubt Lichtenberg zu schreiben, was er veröffentlicht oder notiert. Mit der ihm eigenen Schrülligkeit ausgedrückt: im Gegensatz zu dem englischen Kammermädchen, von dem er bei Swift gelesen haben will, weiß Lichtenberg, daß „die Welt ein paar mal umsegelt werden“ mußte, bevor er seinen Tee schlürfen kann (L 6); entsprechend sein scherzhafter Ratschlag zur Vermeidung des „Mittelmäßigen“: „Er hatte seinen Kindern oft gepredigt, alle Stadtneuigkeiten zu vermeiden, nichts überhaupt zu reden, was uns näher angehe als die heiligen Engel, und der Krieg zwischen der Insel *Tongatabu*, und *Bolabola*“ (J 16), Südsee-Inseln, die durch Cooks Reise und Forsters Bericht bekannt geworden waren: dort ist zu erkunden, was die Stunde geschlagen hat oder „was ich bin“. Doch im Ernst: bereits in den mittleren siebziger Jahren bemerkt Lichtenberg zu seinem immerwährenden Projekt, den Menschen kennen zu lernen, und zwar nicht durch theologische Tüftelei über seine „Vettern“schaft zu Engeln und Affen (D 436), sondern durch Nachdenken über die „*Menschen-Race*“ in ihrer ethnischen Totalität und Vielfalt „vom schönsten Griechen bis zum Neger“ (H 26), den er für „hundemäßig“ von Angesicht hält:¹⁴ „Wir haben nun heutzutage schon so viele Observationen vom Menschen aus Reisebeschreibungen, daß wir jetzt durch eine Art von Synthese allerlei daraus herleiten können, was uns jene noch ferner entdecken werden“ (D 479). Auf die Spitze treibt er seine philosophische Verblüffung über die widersprüchliche Fülle dessen, was sich im Horizont der ethnisch informierten Frage nach „dem Menschen“ ergibt, in einem viel zitierten Aphorismus, den Lichtenberg selbst offenbar auch für nicht unwichtig hielt, da er ihn zweimal formulierte:

„Der Mensch. – Jede Größe ist sich selbst gleich, sagt er, und wiegt endlich die Sonne mit allen Planeten ab. Er weiß die Zeit der Bedeckung entfernter Planeten und weiß den Untergang einer Welt nicht, die seinen Körper ausmacht. Ich bin nach Gottes Bild geschaffen, sagt er, und dort schlurft er den Urin des unsterblichen Lama [als Heilmittel, s. J 949]. Staunt eine Bienen-Zelle mit Verwunderung an, und kann selbst Peterskirchen bauen. Wirft Hirsenkörner durch das Ohr einer Nadel oder bestreicht sie mit einem Stein und findet auf dem Meer seinen Weg [„umschiffte durch Hilfe einer Nadel die Erde“, D 398].

Nennt Gott bald das tätigste Wesen, bald den Unbeweglichen, gibt dem Engel bald Sonnenlicht zum Gewand und bald Vielfraß-Pelz (Kamtschatka), betet bald Mäuse und Würmer an, glaubt hier an einen Gott vor dem tausend Jahre sind, wie der Tag der gestern vergangen ist, und bald an gar keinen. Ermordet sich selbst und vergöttert sich selbst, kastriert sich selbst, brennt und hurt sich zu Tode, tut Gelübde der Keuschheit, und verbrennt einer ... wegen Troja. Frißt seine Mitbrüder, seinen Mist. (*Mehr verdaut und besser geordnet*)“ (F 191; vgl. D 398).

Das macht die Suche nach einer „Synthese“, wie Lichtenberg sagte, in der Tat wünschenswert. „Neue Länder entdecken“ mag für Lichtenberg im wörtlichen wie im übertragenen Sinne das Ideal sein (C 231); aber die kritisch-wissenschaftlich-philosophische Verarbeitung des Entdeckten, wie er sie an Cook gelobt hat, das Neue in diesem Wortverstand, gilt ihm, dem Professor der Philosophie, als den er sich einmal seinem Bruder gegenüber bezeichnet,¹⁵ mindestens ebenso viel, sofern es die gleiche Offenheit für das bisher nicht Gesehene bekundet: „Neue Mutmaßungen über Dinge sollten die Gelehrten immer mit Dank annehmen, wenn sie nur einige Vernunft bei sich haben“ (D 484).

Und in der Tat: Lichtenbergs Kenntnis des Materials solchen Nachdenkens, der Berichte aus Kolonien und der Beschreibungen von Reisen in exotische Breiten und Längen, ist stupend. Wenn, wie so oft, in den Sudelbüchern Listen von gelesenen und zu lesenden Büchern stehen, so gehören Reisebeschreibungen und Kolonialberichte regelmäßig dazu.¹⁶ Die Sudelbücher-Notizen nehmen immer wieder Bezug auf derartige, damals bereits in vielbändigen Reihen erscheinenden Werke, und zwar öfters, als auf den ersten Blick erkennbar ist. Manchmal sind die Notizen selbst in dieser Hinsicht nur die Spitze des Eisbergs, etwa wenn, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, ein Eintrag schlicht lautet: „Kalmucken, Kosaken, Heidamacken, Karakalpaken, Mainotten und Mungalen“ (D 26) – erst der Kommentar der „Schriften und Briefe“ verrät, daß Lichtenberg diese Namen von innerasiatischen Völkerstämmen einer Rezension von Jean-Louis Castilhons „Betrachtungen über die physicalischen und moralischen Ursachen der Verschiedenheit des Genie, der Sitten und Regierungsform der Nationen“ von 1770 entnimmt.¹⁷ Im „Göttinger Taschenkalender“ hat Lichtenberg überdies eine stattliche Reihe von ethnologischen Artikeln veröffentlicht, die eine frappante Fülle von Material, Kuriosa insbesondere, ausbreiten, wenn sie auch im Gegensatz zu seinen Notizen in den Sudelheften kein Reflexionsniveau erreichen, das hinausginge über eine gelegentliche Bemerkung wie „Die Menschen können über den ganzen Erdboden keinen Widerspruch leiden; allein wo man in Göttingen sagt: erlauben Sie gütigst, da schlägt man einem zu Kinpoukon hinter die Ohren“.¹⁸ Diese Artikel können deswegen im folgenden übergangen werden; es mag genügen, ein paar typische Titel zu nennen: „Besondere Achtung einiger Völker gegen die Damen“, „Etwas zur Geschichte des Leibes nach dem Tode bei verschiedenen Völkern“, „Von den Kriegs- und Fastschulen der Chinesen“, „Zubereitung des

Eises in Indien“, „Art der Chineser, Perlen zu machen“, „Sonderbare Behandlungsart der neugeborenen Kinder bei einigen Völkern“ und „Wundercuren der geweihten Ärzte bei einigen amerikanischen Völkern“. Auch in seiner kritischen Auseinandersetzung mit Lavater über die Physiognomik bringt Lichtenberg des öfteren die Sprache auf deren ethnologischen Aspekt, der sie des Irrtums überführte: ihr Aussehen stempelte fremde Rassen *nicht* als inferior ab. (Davon später mehr.) Damit hängt zusammen, daß für Lichtenberg das Kriterium der Humanität in seiner Zeit, um es zu wiederholen: im zweiten Zeitalter der Entdeckungen, die Behandlung ist, die der Weiße, der Kolonialherr, den „Wilden“ angedeihen läßt. Der Mann, der selbst auf dem anspruchslosen Niveau des „Göttinger Taschenkalenders“ die Bemerkung hinwerfen konnte: „Die glücklichen Insulaner [in der Südsee] werden [...] vom Goldhunger nichts zu befürchten haben; ihre Entfernung schützt sie selbst gegen die Gefahr von europäischen Pflanzvölkern heimgesucht zu werden“,¹⁹ der Mann, von dem wir den Aphorismus haben, daß der Indianer, „der den Kolumbus zuerst entdeckte, [...] eine böse Entdeckung“ machte (G 183), hat vielfach die Gelegenheit ergriffen, sachlich begründete anthropologische Bemerkungen über beide Seiten des (damals etwa auch von Herder, Forster, Diderot und der Royal Society als Cooks Auftraggeber gesehenen) „Problems“ zu formulieren, das in diesem „Spaß“ „verborgen“ ist.²⁰ In den Jahrzehnten, als die Ethnologie sich in Europa, und zwar – mit dem befreundeten Johann Friedrich Blumenbach und, mit Abstand, Christoph Meiners – auch und gerade in Göttingen begründet, „wo man am eifrigsten in Deutschland die Berichte der Forschungsreisenden liest und auswertet“,²¹ war Lichtenberg alles andere als ein bloßer Mitläufer oder „bystander“, wie er in seiner Anglophilie vielleicht gesagt hätte.

Dennoch ist der Fragenkomplex „Lichtenberg und die Exoten“ kaum in den Gesichtskreis der kulturgeschichtlichen Beschäftigung mit Lichtenberg getreten, allenfalls punktuell und *en passant*.²² Das ist um so überraschender, als Lichtenberg durch die unverwechselbare Eigenart seines Intellekts doch geradezu prädestiniert war, auf diesem Gebiet fruchtbar zu wirken: durch seine einzigartige Kombination von Empirie, kritischem Commonsense und „Blitz eines Impromptu“ (F 750) als Erkenntnisform. Empirie: wie Shakespeares Kenntnis des Menschen und der Welt, die Lichtenberg immer wieder rühmt, nicht auf „Offenbarungen“ oder Buchwissen („wurde Hofmeister, sah gelb aus, wurde Professor“) beruhte, sondern auf alltäglicher konkreter Erfahrung in Kaffeehäusern und auf öffentlichen Plätzen, was ihn andererseits aber nicht gehindert habe, eine klassische Bildung zu erwerben und diese, eben auf Grund seiner Lebenserfahrung, verständiger zu beurteilen als die klassischen Philologen seiner Zeit mit ihrer „gelehrten Stallfütterung“ (H 118), so ist es auch mit der Qualität von Lichtenbergs Kenntnis der Welt jenseits der Meere bestellt: „Der Grund von allem ist die Beobachtung und Kenntnis der Welt, und man muß viel selbst beobachtet haben, um die Beobachtungen anderer [wie sie in der „großen Menge“ der damaligen Reisebeschreibungen vorlagen] so gebrauchen zu können als wenn es eigne wären,

sonst liest man sie nur und sie gehen ins Gedächtnis ohne sich mit dem Blut zu vermischen“ (E 265). Daraus ergibt sich kritischer Commonsense: während der reine „Buchmensch“ „in jeder Sache nur sieht was man schon weiß“ (F 113), und während andererseits ein Weltreisender wie der „höchstseltsame Däne“ Matthias Bagger ein Leben lang „jedemal die Religion des Landes annahm worin er lebte“ (C 308), hält Lichtenberg es mit dem seinerzeit selten gewordenen „Menschen-Verstand“ (D 382), und dem „Selbst-Denken“, das er als so ungefährlich empfiehlt wie das Selbstrasieren (F 439, B 279). „Laßt euch euer Ich nicht stehlen [...], nichts vordenken und nichts vormeinen [m.a.W.: werdet nicht Opfer des „übelgeführten Schermessers“ des Barbiers], aber untersucht euch auch erst selbst recht, und widersprecht nicht aus Neuerungssucht“ (F 734) (wiewohl gerade dem „großen Genie überall einfällt: *könnte auch dieses nicht falsch sein?*“ [C 194]). Nur wer sich selbst auf den Grund gegangen ist, kann den Dingen auf den Grund gehen und ausbrechen aus dem besonders bei der Beurteilung von Reiseerfahrungen sich einstellenden Zwang des Vorgeordneten, des Vorurteils der geläufigen Denkformen.²³ Dieser Ausbruch geschieht aber bei Lichtenberg nicht in der Form der gelehrten Abhandlung, sondern eher in der des „Impromptu“, des „spielerisch“ (F 502) hingeworfenen Aperçu oder Witzworts in der Art der gedanklich provozierenden berühmten Bemerkung über Kolumbus; selbst der damals verpönte Witz des Wortspiels kann als solcher „Blitz“ der (völkerkundlichen) Erkenntnis in Dienst genommen werden: „Es mag wohl in Indien oft mehr beim Anfassen des Kuhschwanzes gefühlt werden, als unter uns bei Ergreifung des Cubachs“ (J 261), wozu man dem Kommentar entnimmt, daß Michael Kuhbach [*sic*] ein deutscher Erbauungsschriftsteller des 17. Jahrhunderts war – ein „narrischer Einfall“ ähnlich dem, daß Kotzebue die Religion „treibe wie der chinesische Kaiser das Pflügen oder die Hunde das Grasfressen“ (J 867), nämlich als Therapie (SB 3, 780): ein „narrischer Einfall“ ist für Lichtenberg „ein guter Einfall“ (C 225; vgl. L 540). Nicht immer allerdings wird ein deutlicher Fingerzeig auf das im „Spaß“ verborgene „Problem“ der vergleichenden Ethnologie und der in ihr beschlossenen Zivilisationskritik gegeben; Fragen tun sich vielmehr auf, die der Leser ergebnislos, aber mit Gewinn hin und her wendet: „Die Banianen in Arabien [richtiger: Ostindien] tragen Rosenkränze nicht um darnach zu beten, sondern sich die Zeit zu vertreiben“ (C 191) – ist *unsere* Religionspraxis Zeitvertreib? Oder die Bemerkung aus Pierre Barrières „Nouvelle relation de la France équinoxiale, contenant la description des côtes de la Guiane“:

„Keiner wird in die Gesellschaft aufgenommen, als nachdem er alle harte Proben ausgestanden und tüchtig geworden ist Hunger und Durst zu leiden, sich von großen Ameisen, Wespen, Fliegen und anderm Ungeziefer auf das heftigste stechen und sich an verschiedenen Stellen Schnitte in den Leib machen zu lassen; kurz die empfindlichsten Schmerzen mit der größten Standhaftigkeit und Geduld zu ertragen. πμ Das ist doch mehr als das Magisterwerden bei uns“ (C 18).

Kritik des tintenklecksenden Säkulum, scheint es; doch zugleich eine Empfehlung, zum Primitivzustand zurückzukehren, der so betontermaßen *kein* Rousseausches Idyll ist?

Mit solchen verblüfften Fragen – „Fermenta cognitionis“, hätte Lessing gesagt – sind wir bereits mitten in Lichtenbergs ethno-anthropologischen Überlegungen, die, wie gesagt, schon in die vorenglische Zeit zurückgehen, in England einen mächtigen Anstoß erhalten und ihn dann sein Leben lang nicht mehr losgelassen haben, sich vielmehr in der Nähe des Zentrums seines Denkens ansiedeln. Wenn der Göttinger Professor mehr als einmal seinen Witz macht über den hohlklingenden Zusammenstoß von Buch und Kopf (D 399), so ist der unausgesprochene Hintergedanke, daß es eine lohnende Aufgabe sei, die „leeren Köpfe“ (F 498; F 848) zu *füllen* mit Wissen und Gedanken, die die „unüberlegte Hochachtung“ vor dem herkömmlich für wahr und richtig Gehaltenen vertreiben (D 369) und Mut machen, auch das Schwierigste und Fernste in Angriff zu nehmen (D 434). Daß dabei die liebgewordenen nationalen und völkerkundlichen Stereotypen über den Haufen geworfen werden müssen, liegt Lichtenberg besonders am Herzen:

„*Deutsche Charaktere*. Das ist die schon hundertmal hergeleierte Klage der allgemeinen Bibliothek, über der einem fast alle Gedult ausgehen mögte. Ich frage gleich: Was ist ein deutscher Charakter? Was? Nicht wahr, Tabakrauchen und Ehrlichkeit? O Ihr einfältigen Tröpfe. Hört seid so gut und sagt mir, was ist es für Wetter in Amerika? Soll ichs statt eurer sagen? Gut. Es blitzt, es hagelt, es ist dreckig, es ist schwül, es ist nicht auszustehn, es schneit, friert, wehet und die Sonne scheint“ (E 154).

Wenn schon der Deutsche nicht auf einen Nenner zu bringen ist, wieviel weniger dann die „Wilden“, die die Übersee-Expeditionen der Zeit an allen Enden der Welt entdecken! Oder umgekehrt: nicht zufällig bei seinem ethnologischen Gesamthabitus vergleicht Lichtenberg in diesem Zitat das Nächste, die deutschen Verhältnisse, mit den fernsten, den amerikanischen, und wenn diese, aus so großer Distanz visiert, schon unendlich differenziert sind, um wieviel vielfältiger muß dann ein in Nahsicht betrachtetes ethnologisches Objekt sein! Dabei ist wieder typisch: die nächste Nähe wird in den Blick gefaßt von einem Betrachter, der gleichsam von weit her kommt, von jenseits des Ozeans und so, mit einer berühmten Eliot-Zeile, „the place for the first time“ sieht:

„We shall not cease from exploration
And the end of all our exploring
Will be to arrive where we started
And know the place for the first time“
(„Four Quartets“, „Little Gidding“, 5. Teil).

Solche experimentelle Selbstverfremdung als Strategie der Selbsterkenntnis ist charakteristisch für Lichtenbergs völkerkundliche Optik. Doch was kommt dabei genauer in den Blick?

2.

Die meisten Themen von Lichtenbergs (natürlich nie systematisierten, aber überraschend konstanten) ethnologisch-anthropologischen Reflexionen werden im Reise-Tagebuch 1775 in den Aufzeichnungen über seine Londoner Begegnung mit dem Eingeborenen Omai von der Insel Ulietea im Society-Archipel in Polynesien zur Sprache gebracht oder jedenfalls angedeutet. Es sind Aufzeichnungen zu einem fundamentalen, vielleicht dem fundamentalsten Erlebnis Lichtenbergs. Sie mögen daher als Sprungbrett dienen für die anschließende systematische Zusammenstellung der Schwerpunkte von Lichtenbergs ethnologisch-anthropologischem Interesse in der Zeit vor und nach London. Er lebt dann zwar in Göttingen, doch das Rauschen der Welle, die den Strand des von ihm besuchten Seebads Margate mit Tahiti, ebenfalls im Society-Archipel, verbindet, ist ihm gleichsam unaufhörlich im Ohr.

Der erste Eindruck von Omai ist der des Vertrauten, ganz und gar nicht „anderen“. „Er gab mir die Hand und schüttelte sie mir nach englischer Art“. Mag das Anpassung an die Manieren der Zivilisation sein, so hat der „Wilde“ doch auch persönlich nichts eigentlich Fremdes für den Deutschen. „Er ist wohl gewachsen, und seine Mine hat nicht das unangenehme und hundemäßige der Neger, seine Farbe ist ein gelbliches Braun, fast wie die Kinder bey Hedsor, deren Mutter eine weise [Weiße] ist“. Und wieder: „Er hat in seinen Minen etwas sehr angenehmes, und etwas bescheidenes, daß ihm sehr wohl ansteht und dessen kein Africanisches Hundsgesicht fähig ist.“ Es dominiert also das in früheren und späteren Notizen immer wieder thematisierte Gewährwerden, daß „wir“ und „sie“, die Wilden, so verschieden nicht sind, ja viel gemeinsam haben sogar im Erscheinungsbild. Im selben Atemzug aber begegnet hier das ethnologische Vorurteil gegen jedenfall eine Art von Fremden, gegen die Neger, die Lichtenberg manchmal als „dumm“ bezeichnet, die in dieser Zeit jedoch, trotz des generell schlechten Image der Hottentotten als nur marginal menschlich, *auch* als Musterbeispiel des „edlen Wilden“ in der Diskussion sind (s. u. S. 113). Wieweit folglich für Lichtenberg wirklich alle nichteuropäischen Völker, einschließlich der (seit Plinius, Marco Polo, Mandeville und Kolumbus geläufigen) „hundemäßigen“ Wilden, zu dem monogenistisch gesehenen *einen* Menschengeschlecht gehören, ist ein interessantes Thema nicht zuletzt im Hinblick auf seine Einstellung gegen die Negersklaverei und seinen Angriff auf Lavaters Ansicht, in einem Negerkopf sei definitionsgemäß kein Newton-Hirn zu erwarten (s. u. S. 114). Läßt es nicht aufhorchen, wenn er einmal ganz nonchalant und ohne Kontext notiert: „Man sollte nicht glauben, daß diesseits der Magellanischen Meer-Enge so etwas unter Menschen möglich wäre“ (L 652) – also jenseits doch oder schon eher? Lichtenbergs Antisemitismus ist, nebenbei bemerkt, ebenfalls an seinen Vergleichen der Juden mit Tieren abgelesen worden.²⁴ Omai hingegen, den solche Vorurteile *nicht* treffen, kommt in Lichtenbergs Aufzeichnungen seinerseits dem Gegenbild zum barbarischen Wilden, also dem Bild des edlen Wilden, auch nicht nahe,

kaum daß seine Zähne „sehr schön weiß Regelmäßig und geschlossen“ sind. Was ihn positiv auszeichnet, sind vielmehr Züge, die gerade den Zivilisationsmenschen kennzeichnen. Er spielt Schach. Gesellschaftsfähig ist er sogar zur tea-time: er „setzte [...] sich vor den Theetisch nieder machte den Thee und alles das mit sehr vielem Anstand“. Omai geht ins Theater: „*Saddlers Wells* hat ihm vorzüglich gefallen, und er muste den 2^t Tag gleich wieder hingehen, hernach war [er] gleichgültig dagegen.“ Ein *s* kann er zwar nicht aussprechen (wie manche lispelnde Europäer auch nicht), doch das englische *th*, das Lichtenberg für den Inbegriff des englischen Wesens hält („Der Engländer hat sein *th* in seinem ganzen Tun. Man kann ihm so wenig nachtun als nachsprechen“ [F 844]), das kann Omai aus Ulietea „ziemlich gut“ aussprechen, stellt Lichtenberg mit Erstaunen fest: Omai ist ein Mensch wie wir, ja: wie ein Engländer.

Und doch der Exot, der Mann von weither, aus einer anderen, fremden Welt, „vom entgegengesetzten Ende der Erde“. Er ist an den Händen tätowiert in einer Weise, die an der Rechten die Zahl seiner Frauen („*wives*“), an der Linken die Zahl seiner Freunde („*friends*“) zu erkennen gibt: das Verbrechen der Polygamie als stolz vorgewiesene Auszeichnung im Londoner Salon – der Antipode nicht nur im geographischen Sinn. Relativität der Moral? Usus als zureichender Grund? Wenn nicht, ist dann unser entgegengesetzter Usus, die Monogamie, seinerseits zureichender Grund für unsere Moral? Omai trägt eine Uhr, „bekümmert sich aber wenig um den Gang derselben“ – der oft kommentierte fehlende Zeitsinn der exotischen Wilden. Auch *in puncto* geographische Neugier, Kardinaltugend des Europäers im zweiten Entdeckungszeitalter, versagt der Wilde völlig: „schöne Zeichnungen“ von Island und einer der Orkney-Inseln lassen ihn, vielleicht wörtlich, kalt; er setzt sich an den Kamin „und schlief gar einmal ein“. Total aber wird die Konfrontation mit dem ganz anderen, wenn Lichtenberg berichtet: „Beym Frühstück aß er keine *toast* sondern einen nur wenig gesaltzenen und fast rohen Lachs, ich versuchte das letztere mit ihm und mir wurde so übel, daß ich mich kaum jezt da ich dieses schreibe 6 Stunden nacher noch nicht recht wieder erholt habe“.²⁵ Der Wilde aus der Südsee, der eben noch so Londonisch zivilisiert war, ist plötzlich der Exot geworden. Würde Lichtenberg sich wundern, wenn Omai auch Menschenfleisch roh und nur ein wenig gesalzen zum Munde führte? (Die Menschenfresserei in der Südsee war notorisch.) Aber hat Lichtenberg seinerseits nicht „oft geträumt, ich äße [...] Menschenfleisch“, gekochtes zwar, aber das ist ein Unterschied, den die Anthropologie post Lévi-Strauss mehr interessieren dürfte als Lichtenberg, der vielmehr hinzufügt, dies sei „eine Materie, die des größten Psychologen würdig wäre“ (F 607). Und manche Europäer, weiß Lichtenberg, träumen nicht nur von Menschenfresserei, sie schreiten zur Tat oder doch zum Mahl.²⁶ *Wir* Menschenfresser! Das Fremde, das zunächst einen Kulturschock bewirkt, muß – weil es begleitet ist von Vertraut-Allzuvertrautem (Omai am Teetisch) – zu einer Umkehr der Perspektive einladen, die uns uns selbst verfremdet und letztlich ein höheres Niveau der Selbsterkenntnis verheißt. Vielleicht ist das „Wilde“, das auch in uns zu sein scheint, sogar

nötig, ein unabdingbarer Aspekt dessen, was uns zu „Zivilisierten“ macht? Das ist keine freischwebende Spekulation, wie Lichtenbergs Aufzeichnungen bezeugen (s. u. S. 117 ff.). Kein Zweifel: in den spontanen Notizen über Omai tun sich Fragen und Perspektiven auf. In den Sudelbüchern hat Lichtenberg intensiv darüber reflektiert. Es wäre zu versuchen, seine sehr zerstreuten Bemerkungen in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen.

3.

Die Skala der Reflexionen reicht vom bloßen Festhalten eines befremdenden ethnographischen Befunds bis zur Philosophie der „Wildheit“ als Bedingung der europäischen Zivilisation; zwischen diesen Extremen sind die staunend verzeichneten Kuriosa der Völkerkunde angesiedelt, die ihrerseits, mehr als nur befremdlich, oft sogar Kulturschock induzierend, herausfordern zur Aktivierung oder Erfindung von Denkformen der intellektuellen Bewältigung. Diese Denkformen, besonders die selbstverfremdende experimentelle Verkehrung der Perspektive von „ihnen“ auf „uns“, führen dann auf neuer Erkenntnisstufe zu Einsichten zu Themen wie Relativität, Gleichheit der Exoten mit uns oder ihre Überlegenheit über uns und schließlich zur Infragestellung der Zivilisation aus extraeuropäischer Perspektive.

1. Bescheiden fängt es an mit rein faktischer ethnographischer *Information*. Sie ist in der Regel aus Reisebeschreibungen geschöpft, aus denen auch zahlreiche geographische, klimatische, zoologische und botanische Observationen notiert werden, denen nicht einmal die fliegenden Läuse Surinams entgehen (L 359). In der Sprache der Zeit sind diese Exotica der Sitten und Gebräuche und Lebensverhältnisse „merkwürdig“; für Lichtenberg sind sie etwas „Neues“ als das einzige, das er für aufschreibenswert hält (C 231). Unausgesprochen lenken sie präzise und konkret den Blick zurück auf den, der sie aufzeichnet, und auf *seine*, in der Regel als ganz verschieden zu erschließende Situation, ohne daß jedesmal *expressis verbis* zu philosophisch-anthropologischer Betrachtung angesetzt werden müßte; denn „alles hat seine Tiefen. Wer Augen hat der sieht [sie?] in allem“ (F 369). Es ist ein buntes Durcheinander von Informationen. Am persischen Golf werden die Menschen „augenblicklich“ getötet, wenn der Wüstensturm *Sannum* losbricht (C 333); ein englischer Reisender entdeckt am Ohio Juden aus dem Stamm Naphtali (die übrigens auch Lessing interessiert haben),²⁷ die „seit den ersten Zeiten des ersten Tempels hier gewohnt hätten“ und weder von ihren „andern Glaubens-Genossen noch auch von der Zerstörung des Tempels“ wissen (D 234, vgl. KA 107 zu Juden in Afrika); „die Olivenfarbe“, hält Lichtenberg mit John Gabriel Stedman für wahrscheinlich, ist die „eigentliche Farbe des Menschen“, Schwarze und Weiße seien nur „Produkte von Hitze und Kälte“ (L 428)²⁸; Inder (wie Jesus in der Wüste?) fasten „bei dem Genusse eines gewissen Safts 30 bis 40 Tage“ (KA 7); „die Chineser [auch Kant hat das in seinen geographischen Vorlesungen für notierenswert gehalten]²⁹ tragen statt der Muffe

eine lebendige Wachtel in der Hand“ (KA 109); „man hat Exempel, daß einige Kamtschadalinnen ihre neugeborenen Kinder lebendig den Hunden vorgeworfen haben“ (KA 102); die Mongolen erklären die Erdbeben damit, daß Gott „die Erde auf einen großen gelben Frosch gesetzt [habe] und wenn dieser quäkte, so bebte die Erde“ (KA 86). „Die wilden Amerikaner konnten die Spanier von ferne riechen“ (KA 4). „Die Mexikaner glaubten, als ihr 100jähriger Kalender zu Ende ging, die Welt würde untergehen“ (KA 137).

2. Zum Teil grenzen derartige sachlichen Informationen, die Lichtenberg sich also, indem er sie aus Reisebeschreibungen exzerpiert, zu eigen macht (sie ließen sich mühelos vermehren), bereits an jenes *Kuriose*, auch Phantastische oder Skurrile, das nachdenklich stimmt über die bloße Verwunderung hinaus, die Beobachtungen in der Art der bisher beigebrachten erregen. Exotische Kuriositäten in diesem anspruchsvolleren Sinne begegnen, nicht *nur* als Nachzügler des Zeitalters der Kuriositätenkabinette, nicht selten in den Sudelheften. (Dabei ist generell hinzuzufügen: Lichtenbergs Sammelsurium ist auffällig frei von den im 18. Jahrhundert zirkulierenden ethnologisch-geographischen Gemeinplätzen dieser Art. Das fällt besonders in die Augen, wenn man es mit dem unverarbeiteten Wust von Informationshäppchen in Kants Vorlesungen über „physische Geographie“ vergleicht (1756-1796), die – *eine* Überschneidung mit Lichtenberg wurde zwar angemerkt – eine Musterkarte der Gemeinplätze und Legenden der Zeit darstellen, und zwar ausnahmslos auf merklich geringerem Reflexionsniveau und vor allem mit weniger Problematisierung der rassistischen Vorurteile als bei Lichtenberg.)³⁰ Manches Mal gibt die fremde Sprache das Stichwort für die Aufdeckung eines Kuriosums. „Die rohesten Völker haben oft die sanfteste Sprache“ (F 836). „In der Sprache von Otaheiti heißt *Era* die Sonne, *erai* der Himmel und *Erao* das weibliche Glied“ (D 386). „Das Wort *Tchu* heißt bei den Chinesern, ein Hausherr, ein Schwein, eine Küche und ein Pfeiler“ (KA 110). „Die *Yameos* in Westindien können nur bis auf 3 zählen, welche Zahl Drei sie durch das weitläufige Wort: *Poettarrarorincouroac* anzeigen“ (KA 1). So wie die Deutschen kein Äquivalent für das Wort „promesse“ haben, so fehlt den Otaheiten in ihrer Sprache ein Wort für Schnee (E 339). Was folgt daraus? Nichts den Nationalcharakter Betreffendes (vgl. E 154); denn „wenn sie es sähen“, Schnee und Eis nämlich, so würden sie davon sprechen, das heißt, wenn sie die Erfahrung hätten; aber wie wirkt sich solche mangelnde Erfahrung auf den Menschen insgesamt aus? „Der Mangel an gehörigen Wörtern würden einen auf manches führen“, läßt der Empiriker sich hier theorie-scheu vernehmen (F 383).³¹ Ebenso zum Sinnieren herausfordernd sind religiöse Vorstellungen: „Die Kamtschadalen halten so viel auf Vielfraß-Pelze, daß sie glauben die Engel im Himmel trügen welche“ (KA 98). „Die Ägyptier haben die Furze angebetet“ (E 24). Oder Umgangsformen: „Die Perser legen, wenn sie den größten Respekt anzeigen wollen, die Hand auf den Magen“ (F 376). „*Was bin ich?*“ (H 172), was ist im Licht solcher Kuriosa „der Mensch“, den Lichtenbergs Denken unentwegt umkreist – und der die Überschrift der bereits zitierten längeren Reflexion F 191 war, die die

ethnologisch artikulierte Widersprüchlichkeit im Erscheinungsbild der Spezies zur Diskussion stellte (s.o. S. 94 f.). Wer und wer nicht gehört zur „*Menschen-Race*“, die sich, wie gesagt, „vom schönsten Griechen bis zum Neger“ erstreckt (H 26)? An die caliban-artigen Zwischenstufen zwischen Mensch und Tier (geschwänzte Waldmenschen in Sumatra, patagonische Riesen) glaubt man im zweiten Entdeckungszeitalter nicht mehr.³² Doch wie steht es um die Einheit des Menschengeschlechts und die europäischen Vorstellungen von der Seele, die sich den Körper baue, in folgender Aufzeichnung Lichtenbergs? „Die Quimos [...] sind eine Nation von Zwergen, die auf der Insul Madagaskar in Afrika wohnt, sie haben bis über die Knie herunter reichende Arme, sind aufgeweckt und tapfer, sie sollen nur 3½ Fuß [messen]“, worauf die Belege aus der Reiseliteratur beigebracht werden (C 268). Für Herder waren diese Zwerge in Madagaskar ausdrücklich den fabelhaften Zwischenstufen zuzurechnen, zusammen mit den Menschen mit „verkehrten Füßen“ in Malacca.³³ Nicht so für Lichtenberg. Wie die Pygmäen von Madagaskar so fallen auch die auffällig an Affen erinnernden Einwohner einer Insel im pazifischen Archipel der Freundschaftsinseln nicht aus dem Rahmen der *einen* Menschheit heraus; ebensowenig wie jene legen auch sie nicht einmal den (damals besonders von Edward Long in seiner „History of Jamaica“ [1774] vertretenen) Gedanken an Polygenese nahe; denn auch sie sind bei aller Abweichung vom neoklassischen Körperideal begabt und hochintelligent, „sehr sinnreich“ (Bw 1, Nr. 289, 568), mit Vernunft ausgestattet:

„Auf Mallikolo fanden sie [die Besatzung auf Cooks zweiter Reise] die Affengesichter. Ihre Glieder sind dünne und schlecht proportioniert. Der junge Forster drückt sich in seiner Reise-Beschreibung so von Ihnen aus: Contrary to our expectations we found the inhabitants totally different, from all the tribes we had hitherto seen in the south seas. Their stature in general is small seldom exceeding five feet four inches, their limbs are very slender and ill proportion[ed], their color a blackish brown heightened both in the face and over great part of the body with a black paint; their features are ugly, the head having a singular shape, which from the nose upwards seems more backward than in other men, and brings about so great an affinity to Monkeys, that we unanimously expressed our astonishment arising from this idea. Their nose and lips however are not thicker or more mishapen than with other south sea nations. Their hair is black frizzled and woolly, their beards thick, and well furnish[ed] with hair less woolly than those of the head. They tie a rope round the body so fast that it seems to cut them in two but wear no kind of covering that we saw, except something which far from concealing what most nations hide as it were instinctively, serves to make it more conspicuous. Sie konnten die schwersten Wörter aussprechen, und schienen von schnellerem Begriff zu sein, als irgend eine Nation, die die Reisenden in jenen Gegenden gesehen haben. Einige bezeigten so gar Neigung das Englische zu lernen“ (RA 186).

Gleich anschließend werden die „Pecherais“ erwähnt, „die elenden Menschen auf Tierra del Fuego“, die öfters vorkommen in den Sudelbüchern, stereotyp mit dem Adjektiv „elend“; doch auch von ihnen, den berühmten patagonischen Riesen, wird nirgends gesagt, sie seien nicht vollgültige Mitglieder des Menschengeschlechts (vgl. Bw 1, Nr. 370, 678).

3. Wo die Perzeption des Fremden über die des bloß Kuriosen hinausgeht, stellt sich der *Kulturschock* ein. Das Erlebnis des ganz anderen, zu dessen Aufnahme und Verarbeitung wir nur über die uns geläufigen Kategorien verfügen, artikuliert sich entweder als Erfahrung eines Affronts gegen den als selbstverständlich vorausgesetzten kulturellen Code des Beobachters *oder* aber als Infragestellung des Beobachters und seines Standards selbst.

Der erste Fall von Kulturschock begegnet etwa in nicht weiter kommentierten, weil keines Kommentars würdigen Observationen über soziale Brutalität bei den Exoten: „Die Frauenzimmer sind in Persien von der Poesie ausgeschlossen. Sie sagen, wenn die Henne krähen will, so muß man ihr die Kehle abschneiden“ (F 379) oder auch: „Unter den Tschukotschen [an der sibirischen Ostküste] ist der Diebstahl so gar rühmlich und ein Tschukotschisches Mädgen bekommt keinen Mann sie muß denn ihre Erfahrung in dieser Kunst erwiesen haben. Wenn aber einer ertappet wird, so wird er hart gestraft, weil er seine Sache nicht besser versteht“ und gleich anschließend: „Die Kamtschadalen so wohl as Kurilen, ermorden von Zwillingen gleich einen“ (KA 103, 104): Diebstahl als Sport, Mord als Routine – von Anerkennung kein Wort, die Ablehnung der Mores der anderen Kultur klingt durch, zumindest aber ist der Chronist vor den Kopf gestoßen, ohne sich zum Überdenken der andersartigen Konventionen seiner Kultur aufgefordert zu fühlen. Ähnlich an der zitierten Stelle über die Tibeter, die den Urin des Dalai Lama trinken (F 191; dazu J 949). Reserve gegenüber dem Fremden zeigen natürlich auch Bemerkungen wie die über „die Indolenz der Indianer“, das heißt Inder (H 121), über die Gewohnheit der Einwohner von Mallikolo und Tanna, ihr „patrimonium“ (Penis) demonstrativ zur Schau zu tragen, und über die der Neuseeländer, ihre Eltern, wenn sie zu alt werden, kurzerhand aufzufressen (RA 199), ebenso: „Herr Forster hat in Neu-Seeland Söhne ihre Mütter prügeln sehen, während der Vater zusah um dem Sohn zu helfen, wenn er ja [je?] den kürzeren ziehen sollte“ (RA 187). „Es ist vielleicht kein Volk auf dem Erdboden, sagt Barrere l.c.p.151, das mehr säuft als diese Wilden [in Guiana]. Sie sind sehr gesund“ (C 17). Kulturbanausentum wird selbst in komischer Formulierung als solches zur Kenntnis genommen: „Ein kanadischer Wilder, dem man alle Herrlichkeit von Paris gezeigt hatte, wurde am Ende gefragt was ihm am besten gefallen hätte. Die *Metzger-Läden*, sagte er“ (J 139). Überall dasselbe: das Fremde ist widersinnig; es wirkt anstößig nach den Normen einer als selbstverständlich und nicht hinterfragbar angenommenen europäischen Zivilisation. Es bedarf da kaum eines ausgesprochenen Urteils.

Aber bleibt es dabei? Läßt sich der Spieß umkehren? Aufhorchen ließ schon der Satz über die saufenden Wilden: sind sie etwa gesund, *weil* sie saufen? Sind

unsere abweichenden Überzeugungen wirklich gegründet? Ähnlich die Aufzeichnung:

„Die Einwohner von Otaheite essen jeder allein, und können nicht begreifen wie es möglich sei in Gesellschaft zu essen, zumal mit den Weibern. Banks wunderte sich und fragte warum sie allein äßen, sie sagten, sie täten es weil es recht wäre, warum es aber recht wäre, wollten und konnten sie nicht sagen“ (D 130).

Sind die europäischen gegenteiligen Überzeugungen besser begründet? Werden sie vielleicht von den tahitischen in Frage gestellt? Ähnliches geht Lichtenberg jedenfalls im Prinzip durch den Kopf, wenn er in nächster Sudelbuchnähe über dieselbe Weltgegend vermerkt: „Die Einwohner von Uliettea sandten dem Herrn Cook ein Mädchen und ein Schwein zum Zeichen der Freundschaft. Mittel gegen beide Arten von Hunger“ (D 141). Lichtenberg stellt sich experimentell auf den Standpunkt der Wilden, und von dort auf die europäischen Mores zurückblickend, sieht er zumindest eine Art Logik in dem zunächst zum Kulturschock führenden fremden Usus. Der Kulturschock wird zum Erkenntnisschock, über den sich nachdenken läßt. Das gleiche läßt sich an der Frage nach der Religion vorführen. Kulturschock und Überlegenheit zunächst: „Die Indianer nennen das höchste Wesen *Pananad* oder den Unbeweglichen weil sie selbst gerne faulenzten“ (C 273). Hier hat der Mensch seinen Gott nach seinem Bild gemacht, nicht umgekehrt Gott den Menschen nach seinem, wie es die Bibel lehrt (1. Moses 1, 27), der sich die abendländische Gesittung verpflichtet glaubt. Was in der „Iphigenie“ der Ruhm des Menschen ist, dient hier der kritisch abweisenden Entlarvung des Fremden. Andere Völker schaffen Gott nach ihrem Bild als „das tätigste Wesen“ (F 191). Auch die Tibetaner haben einen Menschen zum „unsterblichen“ Gott erhoben, zum Dalai Lama (ebda). Wenn solches Gottmachen aber so weit verbreitet ist, daß zu verallgemeinern ist: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, das heißt vermutlich der Mensch schuf Gott nach dem seinigen“ (D 201), dürfte dann dasselbe nicht auch für „uns“ gelten? Und schon stößt man ein paar Seiten später auf die Erkenntnis, daß es selbst für unsere doch wohl aufgeklärten Philosophen gilt: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, sagt die Bibel, die Philosophen machen es grade umgekehrt, sie schaffen Gott nach dem ihrigen“ (D 274) – nicht anders als die Wilden. Wenn also die Wilden kritisch in Frage gestellt werden, warum werden dann nicht auch wir in Frage gestellt, wenn wir uns von ihnen aus visieren, wenn der Kulturschock zum Schock der Selbsterkenntnis wird?

4. Was Lichtenberg hier heuristisch praktiziert, ist jene selbstverfremdende *Umkehrung der Erkenntnis-Perspektive*, die man erwarten konnte von dem Mann, der den Indianer, der Kolumbus entdeckte, eine „böse Entdeckung“ machen ließe (G 183), der es aus der Krebsperspektive „narrisch“ fand, daß der Mensch vorwärts gehe (D 125), der die Mondbewohner ihre Ferngläser auf uns richten sah (C 203) oder gar einem „höheren Wesen“ zutraute, unsere mit

„Bäumen und Kraut“ bewachsene Erde für „verschimmelt“ anzusehen (D 469), der meinte, wenn es nur „Rüben und Kartoffeln in der Welt“ gäbe, man vielleicht sagen würde, es sei schade, daß „die Pflanzen verkehrt stehen“ (C 272) usw. Oder um auf das Kolumbus-Thema und die Ethnologie zurückzukommen: wie, wenn die Antipoden, die Indianer, die zunächst, bis zu Papst Paul III. (1537), nicht einmal als Menschen zu bezeichnen gewesen waren,³⁴ „nicht an die Infallibilität ihres römischen Antipoden glauben“ (J 398); mit andern Worten: wer ist hier wessen Antipode? Wer ist befugt, wen zu messen und zu maßregeln? Nach welchem Maßstab? Ist die Relativität unbegrenzt und damit auch der Umkreis dessen, was als Mensch und menschlich oder menschenwürdig zu bezeichnen wäre? Ein Stichwort, das im 18. Jahrhundert im Anschluß an die Südseereisen in der Diskussion um den edlen oder unedlen Wilden immer wieder aufs Tapet gebracht wird, ist der Kannibalismus der Wilden. Da muß, scheint es, der Apologet des „homme naturel“ die Waffen strecken. Doch tut der, der den Wilden im Pathos der Selbstgerechtigkeit ihre Menschenfresserei zum Vorwurf macht, nicht Schlimmeres – wenn man ihn nur einmal von den Menschenfressern her visiert? „*Der Pater*: Ihr seid Menschenfresser Ihr Neuseeländer. *Neuseeländer*: Und ihr seid Gottesfresser Ihr Pfaffen“ (J 926). Wer ist hier, wenn der Europäer sich von außen, mit fremden Augen betrachtet, der Barbar oder der schlimmere Barbar? Hat sich die Faustregel des Skeptikers, alles in Frage zu stellen, in diesem Fall als „eins der fruchtbarsten Erfindungs-Mittel“ (E 146), als Erkenntnis-Mittel erwiesen? Oder kommt man hier an eine Grenze der Relativität, die sich als Denkform notwendig ergibt aus Lichtenbergs Neigung zur Verkehrung der Perspektive?

Andre Länder, andre Sitten, gewiß; das weiß Lichtenberg, seine Sudelbücher-Notizen über Exotica bestätigen es immer wieder. Er läßt sich sogar einfallen: wenn in geologischer Zukunft vielleicht einmal Meere Kontinente und Kontinente Meere wären, dann würden „ganz neue Sitten“ und „Menschen von sonderbarer Gemüts-Art“ „entstehen, über die wir uns jetzo sehr wundern sollten“ (A 39) – jetzt, aber offenbar nicht in solcher Science Fiction-Zukunft. Warum nicht? Etwa weil auch wir dann andere geworden wären? Weiter kann man die moralisch-kulturelle Relativität nicht treiben. Sie ergibt sich aus der einfachen, aber umwerfenden Erkenntnis, daß wir uns allzu selbstverständlich zum Mittelpunkt „der Welt“ machen. Das alte China sah sich als Reich der Mitte. Tut das nicht jede Zivilisation, jeder Mensch?

„In einem Roman müßte es sich gut ausnehmen, des Helden Begriffe z. B. von der Erde in einer kleinen Charte vorzustellen. Die Welt würde rund vorgestellt, in der Mitte liegt das Dorf wo er lebt, sehr groß mit allen Mühlen pp vorgestellt, und dann umher die andern Städte, Paris London sehr klein, überhaupt wird alles sehr viel kleiner, wie es weiter wegekömmt“ (J 856).

5. Die Sudelbücher strotzen nur so von „Belegen“ für die *Relativität* in einer Welt, die nun, im zweiten Entdeckungszeitalter, im Ernst als multikulturell erkannt wird, über die bloße Faszination vom Exotisch-Kuriosen hinaus. Die

Belege rangieren vom Harmlosen des Geschmacks bis zum Grundsätzlichen der „letzten Dinge“. „Der Chineser“, notiert Lichtenberg im Anschluß an einen Aufsatz von Johann August Unzer, „riecht den Gestank einer Wanze nicht anders als wir ihn riechen. Allein die Gewohnheit macht, daß ihn dieser Gestank, der uns ein Ekel ist, eben so wie uns das Eau de Luce vergnüget“ (KA 43). „Was wir Teufelsdreck nennen, nennen die Perser Götterspeise“ (F 1099). In Kopenhagen klagen die Eskimos, „daß keine *gehörige* Kälte sei“ (D 51). Der Naturforscher Petrus Camper, der Lichtenberg 1779 in Göttingen besuchte, „erzählte, daß eine Gemeinde Grönländer, als ein Missionair ihnen die Flammen der Hölle recht fürchterlich malte, und viel von ihrer Hitze sprach, sich alle nach der Hölle zu sehnen angefangen hätten“ (G 11). Religiöse Grundlagen kommen hier schon stärker ins Wanken als in dem bereits erwähnten, von Lichtenberg notierten Kuriosum, daß die Kamtschadalen so viel auf Vielfraß-Pelze halten, daß „sie glauben die Engel im Himmel trügen welche“ (KA 98). „Der Mensch“, wir erinnern uns, baut sich den Petersdom zu seinem Seelenheil und schlürft zum selben Zweck den Urin des göttlichen Dalai Lama (F 191). Noch ein aufrüttelndes Beispiel: bekanntlich hat das damals verbreitete Vorurteil gegen den Neger damit zu tun, daß seine Hautfarbe als die des Teufels gilt;³⁵ Lichtenberg: „Ein Negerjunge fiel bei seinem ersten Anblicken einer Kuh und eines Pferden in Zuckungen, und als er einen weißen Menschen sah rief er Yorica, Yorica, der Teufel, der Teufel“ (L 431).

Ist die Relativität also unbegrenzt? Im Sudelbuch C schreibt Lichtenberg 1773, Christoph Meiners bemerke (in seiner „Revision der Philosophie“ von 1772):

„Man kann es jetzo schon rein herausagen, daß es kein absolut Wahres und Gutes für uns gebe und daß dennoch solche Sätze sind, die allen Menschen wahr, und solche Gegenstände, die allen Menschen gut scheinen. Was wir Wahrheit nennen bezieht sich alles auf unsere menschliche Kräfte und Werkzeuge: und eben so ist das moralische Gute nichts weiter, als ein durch unsere Kräfte wahrgenommenes Verhältnis der Handlungen, Eigenschaften und Gegenstände zu der Art von Glückseligkeit, die wir in Gedanken zum *Kriterio* annehmen. Eben so scheint es mit dem Schönen beschaffen pp. Man sehe was ich ohne dieses gelesen zu haben p. 47. gesagt habe“ (C 236).

Die Frage nach der möglichen Grenze der Relativität wird hier bei den Hörnern gepackt, doch retiriert der Toreador ins Ausweich-Manöver: wen meint er mit „wir“: jeden einzelnen oder „den Menschen“ schlechthin? Verdächtig, wenn auch typisch für Lichtenbergs alle Möglichkeiten offen lassenden, experimentell-tentativen Denkhabitus ist ferner das Wort „scheint“. Auch der Querverweis („p. 47“) führt den Leser zu einer Notiz, in der Entschiedenheit nur scheinbar ist (C 181). „Es wird schwerlich Ein Mensch können gefunden werden, dessen Urteil über das Gute und Schöne als die Stimme der menschlichen Natur wird angesehen werden können“, fängt sie an. „Kein Glied“ des „menschlichen Ge-

schlechts [könne] sein Gedanken- und Gesinnungen-System als das Maß des Besten angeben“. Und die Notiz schließt mit: „Allgemeine Regeln werden sich nie in diesem Stück angeben lassen“. Und doch steht dazwischen die Empfehlung, ein Schriftsteller solle sich bei dieser Lage der Dinge das Gutdünken der „Vernünftigsten“ seiner Zielgruppe zur Richtlinie seines Urteils über gut und böse, schön und häßlich wählen. Stecken wir auch hier noch in der Relativität, sofern nur von den vergleichsweise Vernünftigsten einer bestimmten Gruppe die Rede ist? Oder wäre die Vernunft doch ein absoluter Standard und Maßstab bei aller Anerkennung ubiquitärer Relativität *in ethnologicis*?

Auf diese Herausforderung an seine lebenslange Bemühung nicht nur um „Menschenkenntnis“, sondern grundsätzlicher um die Frage, was „der Mensch“ sei im Horizont der aufkommenden Völkerkunde (F 191), reagiert Lichtenberg in zweifacher Weise. *Einerseits* häuft er Beispiele für die Gleichheit der Völker aller Weltgegenden, Gleichheit im Guten wie im Bösen (das heißt nach unbefragt geläufigen Begriffen von gut und böse). Damit würde die hypothetisch angesetzte universale Relativität weder bestätigt noch widerlegt; sie würden eher gegenstandslos; ein amüsiertes Achselzucken wäre der Weisheit letzter Schluß. *Andrerseits* stößt man in den Sudelbüchern und sonstwo aber auch auf Bemerkungen, die gerade in ethnologischem Fragezusammenhang mit einem absoluten Maßstab argumentieren, die Relativität also einschränken, die Ungleichheit betonen. Das aber ist nicht unbedingt der Maßstab, nach dem die aufgeklärte europäische Zivilisation lebt. Im Gegenteil sind es oft die Exoten, die danach leben. Was diesen Gedankengang jedoch interessant macht, ist, daß Lichtenberg im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen nun nicht einfach den Maßstab statt in der Zivilisation bei den „edlen Wilden“ findet. Vielmehr geht er mit den Lieblingen „dieses sonderbaren Mannes Rousseau“ (KA 106) ebenso hart ins Gericht wie mit den Mores des tintenklecksenden Säkulum. Daraus wiederum ergibt sich schließlich eine Einsicht in das Verhältnis von „wild“ und „zivilisiert“, in der Lichtenbergs völkerkundliche Reflexionen ihren Höhepunkt erreichen, und zwar einen bemerkenswert originellen (Abschnitt 5).

4.

Zunächst die Beobachtungen zum Thema „Gleichheit“. Sie bringen nicht unbedingt auch immer ethisch oder anthropologisch tiefgreifende Kategorien ins Spiel. Sie fangen an mit ethnologisch-folklorischen Mikro-Befunden, die nicht viel „bringen“ zur interkulturell artikulierten Frage „Was ist der Mensch?“ und ihren politischen Folgerungen, außer daß sie im Gegensatz zum bloßen Registrieren von kuriosen exotischen Sitten nun eindeutig Exotisches und Europäisches durch ihre Gleichheit *expressis verbis* verklammern. So zu den Kippus der Incas: „Wir wundern uns zuweilen über die indianische Völker, die sich Briefe in Knoten schicken, unsere Buchstaben sind nichts als Knoten von Linien, welche, wie man aus der Schattierung erkennt, gewisse Bänder machen“ (B 173). Nicht nur

die Griechen wünschten einem Nießenden Glück, sondern auch die Eingeborenen von Monomotapa, einem zentralafrikanischen „Kaiser“-Reich (C 310). Die Musik, die Indianer mit leeren Kürbissen machen, klingt wie eine Orgel, oder doch „beinah“ (C 16). Die dem Alkohol abschwörenden „Türken berauschen sich auf dem trocknen Wege, mit Opium“ (J 907). In Neuß am Rhein bereiten sich die Katholiken auf die Feier der Geburt Marias mit rituellem „Winseln als in Kindesnöten“ vor, mit einer Form von Couvade also, dem „Gebrauch der Indianer, da sich wenn die Frau niederkommt der Mann ins Bett legt“, wie der Protestant Lichtenberg nicht ohne Amüsement anmerkt (C 146). Doch schon die übernächste Notiz bescheinigt den Protestanten, daß auch sie keineswegs „in sehr aufgeklärten Zeiten“ leben. Ferner: „Die Ägypter verehren Zwiebeln, Krokodile. Bei uns ist der Storch und die Schwalbe noch hier und da heilig“ (F 416). Und erstaunlich und nachdenklich stimmend ist für Lichtenberg, wie ähnlich sich West und Ost in ihrem absurden Verhalten sein können: „Ein Chineser kastriert sich in seinem 30^{ten} Jahr um sich zum Sklaven zu verkaufen“, entnimmt er einer zeitgenössischen Reisebeschreibung, und ohne Überleitung weiter: „Ein englischer Matrose im Jahr 1771 schneidet sich mit einem Brod-Messer das Fleisch vom Arm gleich über dem Gelenk rings herum ab, bricht den Knochen auf dem Knie entzwei und wirft die Hand ins Meer, bloß weil ihn wie er sagt seine Hand ärgerte“ (B 412). *C'est tout comme chez nous* noch in den Verrücktheiten der beiden nach geläufigem Urteil höchstzivilisierten Weltgegenden, von den anderen ganz zu schweigen. Die Grönländer haben mit den Deutschen das gemeinsam, daß sie sich einen Mann im Mond denken (J 883). Etwas nachdenklicher schon: „Auch die Wilden laufen mehr vor dem Knall der Flinte als vor der Kugel“ (J 136) oder, metaphorisch gemeint: „Wenn ich hier in der Stille [wie der Perser] meinen Betel kaue was geht es dich an?“ (D 443).

Wenn Lichtenberg sich bei diesen *prima facie* „harmlosen“ Notizen anlässlich eines gelinden Erkenntnisschocks nicht trotzdem etwas gedacht hätte, hätte er sie nicht aufgeschrieben. In welcher Richtung er allerdings denkt, ist nicht eindeutig evident. Prägnanter wird die Richtung indessen schon bei einer weiteren, gehaltlich bedeutsameren Gruppe von Bemerkungen zur Gleichheit der Kulturen: wir Europäer sind ebenso wild, das heißt barbarisch-unzivilisiert wie die „Wilden“. Nicht-europäische Völker verschiedener Himmelsstriche behandeln Europäer barbarisch, und zwar insbesondere Christen: die *Religion* der Fremden also provoziert das vorurteilsvoll-unzivilisierte Benehmen:

„Der Türke nennt den Christen Dsjaur, das ist *Ungläubiger*, er gibt aber auch im Zorn seinem Vieh diesen Namen. Die Leute in Konstantinopel nötigen zuweilen vorbeigehende Christen die Straße vor ihren Häusern zu reinigen, oder für Erlassung davon Geld zu bezahlen. Herr Niebuhr sagt dieses [in seiner] Beschreibung von Arabien p. 44. Die Christen müssen von den Eseln steigen wenn ein Türke zu Pferd kommt. Die Edlen in Batavia sollen es aber den Indianern [Indern] und Europäern selbst nicht besser machen [...]“ (C 187).

Voraus geht aber die summarische Erklärung: „Die Türken begegnen den Christen so, wie die schlechtesten Leute bei uns den Juden“. Also ist, was folgt, keineswegs aus der Überlegenheitspose des westlichen Menschen gesagt, wie es den Anschein hatte. Und andere Notizen lassen durchblicken, daß man im Abendland durchaus nicht Jude sein muß, um aus religiösen Gründen grausam behandelt zu werden (vgl. C 154 über christlichen Wahn, der noch 1634 zu Menschenverbrennung führt). Und eben darin, in der Verführbarkeit durch Religion, sieht der Aufklärer Lichtenberg eine beschämende Gleichheit von Wilden und Zivilisierten:

„Wenn man auf einer entfernten Insel einmal ein Volk anträfe, bei dem alle Häuser mit scharf geladenem Gewehr behängt wären und man beständig des Nachts Wache hielte, was würde ein Reisender anders denken können, als daß die ganze Insel von Räufern bewohnt wäre? Ist es aber mit den europäischen Reichen anders? Man sieht hieraus, von wie wenigem Einfluß die Religion überhaupt auf Menschen ist, die sonst kein Gesetz über sich erkennen, oder wenigstens, wie weit wir noch von einer wahren Religion entfernt sind. Daß die Religion selbst Kriege veranlaßt hat, ist abscheulich, und die Erfinder der Systeme werden gewiß dafür büßen müssen. Wenn die Großen und ihre Minister wahre Religion, und die Untertanen vernünftige Gesetze und ein System hätten, so wäre allen geholfen“ (H 53).

Die Hottentotten (im 18. Jahrhundert Inbegriff primitivster Unzivilisiertheit)³⁶ sind unter uns! Mehr als einmal sagt Lichtenberg es wörtlich (D 403. E 168. E 269. F 1110). Deutsche Bauern und Neuseeländer sind gleich einfältig (E 162); auch von „deutschen Eskimos“ spricht er (E 105. E 169) oder allgemeiner: „Die *Wilden* haben dieses im Gebrauch, und die *Zahmen* in manchen Gegenden Deutschlands auch“ (G 170); konkreter: „Das tun die Wilden in Tanna [Polynesien] und die *Zahmen* in Sachsenhausen auch“ (F 534). Die Kultivierten unter uns stehlen genau so wie die Eingeborenen von Tahiti, heißt es in einer gründlich ironischen Bemerkung (die zugleich das Paradies der edlen Wilden desillusioniert, worauf zurückzukommen ist):

„Ich sehe gar nicht ein, warum Gedanken-Stehlen, auch wenn sie schon in Verse oder Wohlklang verarbeitet sind, eine so gar sonderbare Sache sein soll vorüber man so großes Aufheben macht. Wir leben jetzt gleichsam in der güldnen Zeit unserer Literatur in Otaheitischer Unschuld, allein man lese einmal die Reise-Beschreibungen, wie jene unschuldsvolle Leute die Engländer und Franzosen plündern so bald sie sich nur auf ihrer Küste blicken lassen“ (F 544; vgl. auch D 197).

Und was die Menschenfresserei der Antipoden angeht, so sind die Deutschen in der Behandlung ihrer Schriftsteller nicht besser, nur daß sie ihnen eben bloß metaphorisch mit Kritik antun, was die Neuseeländer mangels „Feder und Dinte“ mit den Zähnen tun (D 653). Zu erinnern ist hier an das Bekenntnis, er, Lichten-

berg, träume oft davon, daß er Menschenfleisch esse, wofür vor allem die Neu-seeländer berüchtigt waren: auch das ein Fall von „Die so genannten gesitteten Menschen, die unter uns zu reden die allernüchternsten sind“ (D 659)? Das schlagendste Beispiel „unserer“ Wildheit im negativen Sinne findet sich aber, mit Gusto artikuliert, in Lichtenbergs bereits herangezogenem Brief an Schernhagen vom 16. Oktober 1775 über Cooks Reisebegleiter Johann Reinhold Forster:

„HErrn Forster, der auf seiner gantzen Reise und selbst in Otaheiti nicht ist bestohlen worden, brachen die Diebe in London, in der ersten Nacht nach seiner Zurückkunfft in sein Hauß und nahmen ihm viele Sachen weg, waren aber so gütig und warfen ihm die Bücher und Msspte, in einen Winckel nicht weit von seinem Hauß wieder hin. Allein das sind würckliche Wilde. Ew. Wohlgebohren haben vielleicht nicht geglaubt, daß es noch Wilde in England gäbe, ich schertze hier nicht, sondern ich meine Leute, die in den Feldern gemeinlich bey den Ziegelhütten um London gebohren werden, viele werden nicht getaufft, und noch weniger beschnitten. Sie wachsen auf ohne Lesen und schreiben zu lernen und ohne nur das Wort Religion oder Glauben zu hören, selbst das Wort: *Gott* nicht anders als in der Phrase: God damn it. Sie nähren sich durch allerley Arbeiten bey dem Ziegelbrennen, helfen den Miethskutschern pp. bis die Wollust in Ihnen aufwacht, alsdann stehlen sie und werden gemeinlich zwischen 18 und 26 Jahren gehenckt. Ein kurtzes und vergnügtes Leben wäre das beste, das sind ihre Grundsätze, die sie sich nicht scheuen vor Gericht zu äussern.“ (Bw 1, Nr. 289, 568; vgl. D 197).

Die Wilden sind wir. Gleich sind sich Europäer und Nicht-Europäer aber auch im Positiven. Verblüfft stellt Lichtenberg zur damals so genannten Geschichte des menschlichen Herzens fest, daß selbst die primitivsten Wilden zart besaitet sind oder doch sein können: „Die Einwohner der Marianischen Insuln die so unwissend waren, daß sie bei der Landung des Magellan noch nichts vom Feuer wußten, und die erste Flamme, die sie sahen für ein fressendes Tier hielten, wußten sich sehr zärtlich in Liedern auszudrücken“ (KA 3), wie offenbar wir (vgl. E. 105, doch auch E 169). Mehr noch: die Wilden können nach unseren Begriffen durchaus moralisch handeln. Solche Observationen sind allerdings auffällig seltener. Immerhin: die Türken halten es im Gerichtswesen mit denselben zivilisierten Usancen wie die Engländer: „To condemn no person unheard is a rule of natural equity which we see rarely violated in Turkey, sagt Lord Bolingbroke“ (D 569). Aus Hawkesworths Bericht über Cooks erste Reise in die Südsee entnimmt Lichtenberg, daß die Eingeborenen der Insel Savu „auch nach den Vorschriften des Christentums beurteilt tugendhaft“ seien, wobei er bestätigend auf deren Monogamie hinweist (D 703). Wie aber auch die Türken in den Sudelbüchern nicht konsequent als das Ideal mitmenschlichen Verhaltens gesehen werden (s.o. 109 f.), so geht auch der Bemerkung über die Savuaner ein als kritisch zu verstehender Hinweis voraus: es gibt auf ihrer Insel „so viel Götter als Leute sind[;] jeder glaubt seine eignen“.

Also wäre das letzte Wort: es ist überall wie bei uns im Guten wie im Bösen? Es gälte von den Menschen, was von ihren Kulturmonumenten gilt: „Rom, London, Karthago sind nur dauerhaftere Wolken, sie verändern und vergehen endlich alle. Wie oft hält der Mensch Dinge für wesentlich unterschieden, die es nur durch plus und minus sind“ (D 461; vgl. K 229). Tatsächlich finden sich Notizen, die einschränkungslos verallgemeinern: überall und jederzeit sei der Mensch der gleiche. Überall: „Man könnte [...] vieles wozu man jetzt Reisebeschreibungen liest, aus der Haushaltung beweisen, man findet den Menschen überall“ (F 386). Jederzeit: der „eigentliche Mensch“ ist schon in der „Geschichte“ vorgegeben (F 385); konkret:

„Der Mensch von gesundem Verstand betrachtet und richtet gern die Alten nach der jetzigen Welt, es ist eine gar schöne Regel, daß die Menschen sich immer gleich sind. Die verschiedene Zeiten des Eleusischen Stils mit so vielem Ernst zu untersuchen ist Torheit. Können nicht gute und schlechte Fabriken gewesen sein, Münden, Fürstenberg, Höchst, Meißen, Berlin?“ (F 402).

Interessant ist, wie Lichtenberg, wenn er in ethnologischem Zusammenhang grundsätzlich verallgemeinert (wenn auch gleich einschränkend: „Etwas gemildert muß dies alles werden“), die durch die Südseereisen seiner Zeit in den Gesichtskreis gerückten Erfahrungen in Dienst nimmt:

„Ich glaube nach meiner Erfahrung schlechterdings an keinen großen Unterschied unter den Menschen. Es ist alles bloß Übersetzung. Ein jeder hat seine eigene Münze, mit der er bezahlt sein will. Man erinnere sich an die eisernen Nägel in Otaheite [vgl. D 458]; unsere Schönen müßten rasend sein, wenn sie die eisernen Nägel in solchem Werte halten wollten. Wir haben andere Nägel. Es ist ebenfalls bloß menschliche Erfindung, zu glauben, daß die Menschen so sehr unterschieden sind; es ist der Stolz, der diese Unterscheidung unterstützt. Seelenadel ist gerade so ein Ding wie der Geburtsadel.“ (K 108).

Aus dieser eklektischen Übersicht über die Erscheinungsweisen der Gleichheit unter Vertretern verschiedenen Völkergruppen ergeben sich nun zwar mannigfaltige Gleichheitstypen von verschiedener Dignität (vom Kuriosen bis zu Ethischen), doch noch kein übergreifendes Prinzip, auf das sie zurückgeführt oder zu dem sie in Beziehung gesetzt werden könnten als Grund ihrer Möglichkeit. Hier hilft die Abhandlung „Über Physiognomik wider die Physiognomen“ (1778) weiter. Sie benennt das grundsätzlich Gemeinsame, das Newton und einen afrikanischen „Neger“ verbindet, schlicht aufklärerisch als den „Funken aus dem Lichtmeer der Gottheit, *Vernunft*“ (SB 3, 274). Nichts anderes kann Lichtenberg auch meinen, wenn er widerspruchslos Helvétius' Überzeugung referiert, daß die Menschen „alle einander gleich an Anlage“ seien (D 454). Und wir erinnern uns an die Empfehlung in C 181, sich an den „Vernünftigsten“ einer Gruppe zu orientieren. Tugend und Laster und alles andere vom Absurden zum Religiösen,

das die Menschen verschiedener Weltgegenden gemeinsam haben, wäre dann zu verstehen aus der Nähe oder Ferne zu solcher Vernunft.

Von dieser gemeinaufklärerischen Voraussetzung aus, die natürlich Befangenheit in einer europäischen Denkform bekundet, ergeben sich für Lichtenberg zwei entscheidende Folgerungen, die nicht ebenso verbreitet waren wie die Prämisse selbst. Die erste ist, daß „alle“, insbesondere die Lavatersche (mit dem Konzept grundsätzlicher Verschiedenheit arbeitende) „Physiognomik über den Haufen“ geworfen wird, wie es im Anschluß an die Helvétius-Erwähnung heißt; die zweite ist die Kriminalisierung dessen, was man damals unter Kolonialismus versteht, wozu nicht zuletzt der Sklavenhandel gehört. Davon ist jetzt in einem knappen Exkurs zum Thema „Gleichheit“ zu sprechen; er lenkt dann in den übergreifenden Gedankengang wieder ein, indem er zu Lichtenbergs Bemerkungen über die Möglichkeit eines absoluten Wert-Standards führt, der eher die Ungleichheit der Völker zu implizieren angetan ist.

Was Lichtenberg an Lavaters Auffassung, die Gesichtszüge enthüllten den angeborenen Charakter, besonders stört, ist Lavaters Anwendung seines Grundgedankens auf die physiognomischen Unterschiede im Erscheinungstyp der Rassen (die damals intensiv ins Blickfeld der Anthropologie treten).³⁷ Besonders betroffen sind neben den Lappen die afrikanischen Schwarzen. Mit ihren wülstigen Lippen und platten Nasen sind sie, so repetiert Lavater das gängige, auch bei Buffon, Hume, Kant, Winckelmann und noch Schiller zu findende „Vorurteil“ (SB 3, 274), der Inbegriff der intellektuellen Inferiorität oder, wie Lichtenberg es öfters ausdrückt, der „Dummheit“.³⁸ Das entgegengesetzte Vorurteil, daß der Neger den „edlen Wilden“ verkörpere, ignoriert Lavater.³⁹ Lichtenberg spürt in dem negativen Vorurteil zwar auch die Nachwirkung klassischer Schönheitsvorstellungen (Kalokagathia); so wenn er Lavater die bereits erwähnten „Affengesichter“ der Südsee-Insel Mallikolo entgegenhält, „deren Redlichkeit und Häßlichkeit gleich merkwürdig und fast unerhört war“ (SB 3, 270). Doch mehr interessiert ihn an der für seine „gesunde Vernunft“ einfach „absurden“ Theorie Lavaters in ethnologischem Zusammenhang⁴⁰ der Vorwurf intellektueller statt ästhetischer Inferiorität, der besonders den Neger trifft, „dessen Profil man recht zum Ideal der Dummheit und Hartnäckigkeit und gleichsam zur Asymptote der Europäischen Dummheits- und Bosheits-Linie ausgestochen hat“ (SB 3, 273). „Allein, ruft der Physiognome, Was? Newtons Seele sollte in dem Kopf eines Negers sitzen können? Eine Engels-Seele in einem scheußlichen Körper? der Schöpfer sollte die Tugend und das Verdienst so zeichnen? das ist unmöglich. Diesen seichten Strom jugendlicher Deklamation kann man mit einem einzigen *Und warum nicht?* auf immer hemmen“ (SB 3, 272).

Zur Entgegnung greift der Empiriker Lichtenberg zunächst einmal auf die Erfahrung zurück, die er, der Englandreisende immerhin, besitzt im Gegensatz zu der „ungewöhnlichen Unbekanntheit mit der Welt und dem Menschen“ (SB 3, 269), die er seinen deutschen Zeitgenossen und Lavater-Lesern attestiert. Diese Erfahrung läßt ihn erkennen, daß gerade die „Physiognomien der Wilden“ die

Klippe von Lavaters System sind. Wie er in dem zitierten Brief die Engländer, die Forster nach seiner wohlbehaltenen Rückkehr aus dem Südsee-Paradies der Diebe in London ausraubten, die wahren Wilden nannte, so nennt er jetzt die Exoten in London die wahren Zivilisierten und im europäischen Sinn Gebildeten. „Ich habe sie bei Buchhändlern in London über Büchertitel sogar mit Zusammenhang plaudern hören, und mehr für wahr verlangt man ja kaum in Deutschland von einen Bel-Esprit“ (SB 3, 273). Zugleich läßt Lichtenberg den Grund für diese Erscheinung („entschlossen und zu manchen Künsten außerordentlich aufgelegt“) mehr als nur durchblicken: so wie den weißen Dieben in London die Erziehung fehlt, so sind diese schwarzen Belesprits in den Genuß der Erziehung gekommen: „wenn sie jung in gute Hände kommen, [...] so werden sie auch Menschen [!]“ (SB 3, 273). Denn für Lichtenberg ist der Mensch ebenso perfektibel wie korruptibel. Man erkennt jetzt, daß sein Referat der Helvétiuschen Anschauung von der durch Erziehung zu entwickelnden, überall gleichen Anlage durchaus zustimmend gewesen sein muß (s.o. S. 112). Von daher läßt sich auch eine Notiz verstehen, die zum Thema des Negers, der kraft der in ihm angelegten göttlichen Vernunft durchaus ein Newton sein könne, überlegt: „Es kann sein, daß keine Newtons-Seele in einem Neger-Kopf sitzen könne, das ist in einem Kopf, der am Senegal erzeugt wurde, aber in einem Europäer-Kopf, der so aussähe“ (F 628). Der Nachsatz (von „aber“ an) ist lediglich eine diffuse Breitseite gegen die Lavatersche Physiognomik: Gesichtszüge und Seele oder Intellekt stehen nicht in Lavaters Sinn in expressivem Verhältnis zueinander.⁴¹ Der vorausgehende Satzteil jedoch ist sinnvoll nur, wenn er impliziert, daß der am Senegal Erzeugte auch der am Senegal Erzogene ist.

Auf Lichtenbergs Anschauungen über Perfektibilität und Korruptibilität ist noch im Zusammenhang seiner Desillusionierung des Unschuldsparadieses in Otaheiti zurückzukommen. Hier ist es vordringlicher zu ergänzen: die Lavatersche Physiognomik ist brutal inhuman nicht nur, weil sie jeden Menschen *a priori* auf Grund des Vor-Urteils über seine physische Erscheinungsweise so oder so kategorisch brandmarkt, sondern weil sie darüber hinaus im politisch-praktischen Raum brutale Kolonisierung, einschließlich Versklavung nicht-weißer Völkern zu rechtfertigen angetan ist. So heißt es schon in „Über Physiognomik“, es ginge nicht an, die Schwarzen zu „verachten“. „Gegen ihre Westindischen Schinder sind sie nicht treulos, denn sie haben ihren Schindern keine Treue versprochen. Der weiße dünnlippige [!] Zuckerkrämer ist der Nichtswürdige im Handel“ (SB 3, 273). Doch selbst hier bekundet Lichtenberg seinen unparteiischen Blick, der auf beiden Seiten Gleiches oder doch Vergleichbares entdeckt: nicht nur notiert er das exzeptionelle „menschliche“ Verhalten gegen die „Sklaven“ (immerhin Sklaven!) auf einer jüdischen Plantage in Paramaribo (L 429), er gibt auch zu bedenken: „Man scherzt so viel über Mohren die einen Handel mit Menschen treiben, aber welches ist grausamer, sie verkaufen, oder zu kaufen?“ (F 589). Solchen aus langjährigen ethnologischen Überlegungen über die Gleichheit der „Rassen“ gewonnenen Commonsense-Urteilen bester aufklärerischer

Observanz hat Lichtenberg sonstwo nichts hinzufügen, allenfalls die Sentimentalisierung des Neger-Embryos in Spiritus, der sich glücklich schätzen könne, der Schinderei des weißen Zuckerkrämers entgangen zu sein (D 322, F 1046),⁴² oder die Ironisierung der spanischen Suspendierung der Menschenrechte in der Neuen Welt (D 390, KA 126).

Durch diese beiden Fälle einer „angewandten Anthropologie“ (Anti-Physiognomik, Anti-Sklaverei) wird deutlich: sobald Lichtenberg das Chaos der verwundert und achselzuckend registrierten Beispiele für die Gleichheit von Wilden und Zivilisierten hinter sich läßt und in der Vernunft ein Gleichheitsprinzip ganz anderer Dignität entdeckt, setzt er der Relativität, die auf seine sonstigen Beispiele zutrifft, eine Grenze: Die Hinnahme der Relativität nach dem Prinzip „andre Länder, andre Sitten“ hört auf bei der Mißachtung der Vernunft und der sich daraus ergebenden Rechte anderer. An dem Punkt muß bewertet, geurteilt, verurteilt werden. Wie bei Herder in ähnlichem Zusammenhang⁴³ findet auch bei Lichtenberg die Relativität der Kulturen ihre Grenze, und das Normdenken tritt in seine Rechte ein, sobald es um das geht, was Herder Humanität nannte.

Sieht man sich von hier aus weiter in den Sudelbüchern um, so treten hier und da neben dem Schwelgen in der Relativität auch Einträge in den Blick, in denen nach einem absoluten Maßstab geurteilt wird, daß nämlich die Nicht-Europäer den Europäern in dieser oder jener Beziehung charakterlich oder ethisch überlegen seien und insofern vorbildlich sein sollten (da es sich um Qualitäten handelt, die im europäischen Wertsystem hoch geschätzt werden). Ob nun die Türken „mehr persönliche Tapferkeit“ besitzen als alle anderen Völker (J 265), ob die Sultane, die trotz ihrer hohen Position eine Handarbeit erlernen, die bei einem Glückswechsel nützlich werden könnten (J 759), ob die Morgenländer anmutige Bezeichnungen für Trivialitäten lieben (F 381) oder die Grönländer ihre Leichtverletzlichkeit *in puncto* Ehre durch satirische Rede-Duelle abreagieren (B 174), ob schließlich die Chinesen „große Ordnung“ in ihrem öffentlichen Leben erreichen (RA 152), womit sie „uns alle übertreffen“ (RA 168) – es sind anerkennenswerte, im Abendland zur Nachahmung empfohlene Gewohnheiten und Einstellungen der „anderen“, der Fremden und Wilden, die „wir“ missionieren. Vielleicht sind sie sogar „besser als die Griechen“ (Bw 3, Nr. 1556, 452). Am deutlichsten wird Lichtenberg in der Notiz J 1147:

„Wenn jemand in Cochinchina sagt doii (doji mich hungert), so laufen die Leute als wenn es brennte ihm etwas zu essen zu geben. In manchen Provinzen Deutschlands könnte ein Dürftiger sagen: mich hungert, und es würde gerade so viel helfen, als wenn er sagte doii“.

Heißt das, daß die exotische Welt zum Idyll, zum Ideal mit seinen „edlen Wilden“ verklärt wird? Das war bekanntlich eine seit dem 16. Jahrhundert eben so verbreitete wie angefochtene Denkform.⁴⁴ Das 18. Jahrhundert erhob Otaheiti mit seinen Wilden zum Paradies auf Erden.⁴⁵ Lichtenberg desillusioniert diese Denkform, die der „sonderbare Mann Rousseau“ (KA 106) popularisiert hatte,

indem er die Vernunft dermaßen ignorierte, daß er „die Unwissenden“ für „die glücklichsten Menschen“ ausgab (RA 145). Die bereits zitierte ironische Notiz F 544 über den in Europa verbreiteten geistigen Diebstahl gab schon einen Fingerzeig: man lebe in Europa also im goldenen Zeitalter, in der „Unschuld“ der Otaheiten, von denen die Europäer „geplündert“ würden, sobald sie sich an ihrer Küste sehen lassen. Deutlicher J 896:

„Die Kunst Menschen mit ihrem Schicksale mißvergnügt zu machen, die heutzutage so sehr getrieben wird. O wenn wir doch die Zeiten der Patriarchen wieder hätten, wo die Ziege neben dem hungrigen Löwen graste, und Kain in den zärtlichen Umarmungen seines Bruders Abel seine Saecula durchlebte (hier müssen noch mehr solche feine Geschichtchen aufgesucht werden von Sodomiterei, Betrug um Erstgeburt), oder in dem glücklichen Otaheite wo man für einen eisernen Nagel haben kann, was in Hannover und Berlin goldne Tabatieren und Uhren gilt, und wo man bei völliger Gleichheit der Menschen das Recht hat seine Feinde aufzufressen und von ihnen gefressen zu werden“ (J 896).

Keine edlen Wilden in der Südsee. Was bei den Südsee-Insulanern „ideal“ zu sein scheint, erklärt Lichtenberg aus der Übung, die aus der Not eine Tugend macht, oder als Auswirkung einer despotischen Religion – beides mindert den Rang der zunächst beobachteten Tugend oder Tüchtigkeit:

„Vasques de Pagna sagt in seiner Beschreibung von der Insel Bengagna, wo doch der Teufel förmlich verehrt wird, daß so vortrefflich[e] Gesetze, und so viele Tugend daselbst sei; so daß ich fast glaube es sei in keinem christl. Land so viel anzutreffen. Es gibt eine gewisse Freimütigkeit unter den gesitteten Nationen, die in vielen Stücken edel ist, zugleich aber dieselbe etwas von dem blinden Gehorsam entfernt, den man der Religion schuldig ist; hierin liegt glaube ich größtenteils der Grund warum man mehr Ordnung, Keuschheit und dergleichen unter manchen Wilden findet weil sie durch die Strafen in einem künftigen Leben weit besser im Zaum gehalten werden. Deswegen ist doch ihre Tugend nicht so edel, als die von einem freidenkenden Engelländer“. (KA 92)
„Eben diese Einwohner schwimmen in den stärksten Brandungen, sie wissen unten durch zu tauchen und kommen hinten wieder hervor ehe die Welle sie an das Ufer werfen kann. Der beste europäische Schwimmer würde hier unvermeidlich verloren sein, sagt Banks. Wie weit es Übung bei dem Menschen nicht bringen kann. Banks nennt es supernatural. Der Mensch ist mit Fähigkeiten begabt, die sich nur bei zufälligen Gelegenheiten äußern“ (D 131).

Die zeittypische Euphorie über das Südsee-Paradies als Lebensraum der „edlen Wilden“, der „besseren Menschen“ Seumes, wird derart ernüchtert unter der Sonde aufgeklärter Analyse.

Damit scheint die Konfusion in Lichtenbergs klugem Kopf perfekt zu werden: Wie paßt diese Kritik der Exoten zur Anerkennung ihrer Vorbildlichkeit? Wie

paßt die aufgeklärt kritische Selbstsicherheit der Analyse zu der im Bisherigen immer wieder nicht nur durchblickenden Zivilisationskritik?

Einiges ist hier vielleicht zu klären durch die bereits erwähnte Kategorie der Perfektibilität, die bei Lichtenberg allerdings kaum je, ähnlich wie bei Haller übrigens, ohne ihren Gegenbegriff Korruptibilität zur Sprache kommt.⁴⁶ Und wie ebenfalls schon angedeutet, dürfte Lichtenberg im Hinblick auf die Perfektibilität des Menschen *durch Erziehung* Helvétius besonders nahe kommen: nicht von ungefähr bringt er in den Notizen zweimal⁴⁷ Helvétius mit dem Ausruf „Que des Hottentots parmi nous!“ in Verbindung (D 403, E 168): wieviel unzureichend Erzogene unter uns. Aber natürlich war die Perfektibilität in der zweiten Jahrhunderthälfte ein beliebig verfügbares Denkschema.

5.

Doch Lichtenbergs letztes Wort zu diesem Thema gründet in anderen, weniger in der Luft liegenden Überlegungen. In ihnen bricht er aus den geläufigen aufklärerischen Denkformen aus und erreicht das Niveau einer originellen und beachtenswerten Kulturphilosophie. Es handelt sich um ein relativ kleines Corpus von ethnologischen Notizen oder Gedankensplittern, die zu intensivem Durchdenken ihrer Paradoxien herausfordern.

Die Initialzündung mag in dem im Sudelbuch F hingeworfenen, zunächst widersinnig scheinenden Gedanken greifbar sein: „Die Griechen besaßen eine Menschenkenntnis die wir ohne durch stärkenden Winterschlaf einer neuen Barbarei durch zu gehen kaum erreichen zu können scheinen“ (388). Der Essay über Physiognomik greift das Stichwort *verbatim* auf in der Provokation: es sei kein Zufall, daß die Lavatersche Irrlehre gerade in dem Land Erfolg gehabt habe, „in welchem [...] die Selbstbeobachtung und Kenntnis des Menschen in einem fast schimpflichen Verfall liegt, und in einer Entnervung schmachtet, aus welcher sie allein nur, sollte man denken, der stärkende Winterschlaf einer neuen Barbarei zu ziehen im Stande ist“ (SB 3, 269). Zur Irritation des Lesers folgt: „Es ist hier der Ort nicht es zu beweisen“. Was versteht Lichtenberg unter „Barbarei“? Der Barbar, heißt es im Sudelbuch H, ist der, „der zwischen dem Wilden und Feinen [*implicite*: Europäer] in der Mitte steht“ (16). Im Licht dieser Definition scheint (so muß man mit Lichtenbergscher Vorsicht sagen) sich eine originelle Antwort auf die lebenslange Leitfrage „Was bin ich?“ in dem Winterschlaf-Paradox anzudeuten: die Verfeinerung oder Bildungshöhe des modernen Menschen ergibt sich nicht daraus, daß er den damals generell in seine tiefe Vergangenheit verlegten Zustand der Primitivität ganz und gar hinter sich läßt, auf Nimmerwiedersehen sozusagen; sie ergibt sich vielmehr aus der produktiven und bewußt gesuchten Spannung seiner zivilisierten Intellektualität zu dem noch unüberwundenen Frühzustand. Darin aber deutet sich eine bemerkenswerte Einschränkung des Lichtenberg generell bestimmenden Rationalismus an. Dieser, so ist aus den Winterschlaf-Bemerkungen zu schließen, ist funktionslos ohne den lebenden, be-

lebenden Kontakt mit seinem Widerspiel, einer urtümlicheren menschlichen Substanz, wie sie in dieser Zeit eher die Stürmer und Dränger privilegieren. Dafür gibt es bei Lichtenberg in der Tat Anhaltspunkte. Kultur ist für ihn das intellektuelle Verarbeiten des im modernen Menschen noch präsenten „Wilden“ als das Erbe von Urzeiten her. Ein analogisches Erklärungsmodell dafür vermittelt das Verhältnis des Erwachsenen, des nach Kant aus seiner Unmündigkeit „ausgegangenen“ Menschen, zur eigenen Kindheit und noch andauernden Kindlichkeit. Daß wir im kindlichen Alter allerlei unzulängliche Erklärungen für die Phänomene der Welt haben, ist unvermeidlich; das hat „der Himmel“ so eingerichtet, notiert Lichtenberg. Der selbe Himmel hat uns aber „am Ende auch wieder die Kraft gegeben, aus dem mit Bewußtsein Erlernten rückwärts zu gehen, und hernach zu korrigieren, was unkorrigiert hätte bleiben können, wenn wir in dem Stande der Wildheit geblieben wären“ (H 181). Entwicklung zur Vollkommenheit, zur Mündigkeit ist also der Prozeß der Auseinandersetzung mit dem Wilden in uns, mit dem Relikt aus der Frühzeit der Entwicklung der Person, ihrer kulturellen Gemeinschaft und des Menschengeschlechts (Kind = Wilder). Das dürfte Lichtenberg ebenfalls meinen, wenn er im selben Sudelbuch notiert: „Zu den feinsten Ramifikationen unserer [also der Europäer] Wissenschaften und Künste liegt irgendwo der *Stamm* in unserer Wildheit oder Barbarei (dem Mittelzustand zwischen Wildheit und Verfeinerung); diesen aufzusuchen, wie viel Philosophie erfordert es nicht, aber wie viel Nutzen hätte es auch!“ (H 17). Doch um von der Analogie (Wildheit ist unsere individuelle und kollektive „Kindheit“) auf die Ethnologie zurückzukommen: Es ist geradezu das Kennzeichen eines guten Kopfes, daß er paradoxerweise (auch) ein Wilder ist wie die Wilden dort draußen in der Südsee: „Jeder gute Kopf ist ein mathematischer Wilder, der sich sein Boot mit kümmerlichen Werkzeugen baut, aber in vielen schweren Fällen, durch individuelle Geschicklichkeit und Übung, oft Dinge ausrichtet, die jener nicht ausrichten kann“ (H 45).

Was heißt dies anderes, als daß der zivilisierte Mensch idealerweise der ist, der sozusagen den Kontakt mit Übersee nicht verloren hat: der jene dort, bei den Exoten, „Wilden“, noch intakte elementare oder archaische Substanz (noch) nicht durch seine Rationalität verdrängt oder aufgelöst hat, sondern sie trotz seines ganz anderen Lebenszuschnitts bewahrt in immer neuer Aneignung oder „Verfeinerung“ – so wie Lichtenberg, der Physikprofessor an der Aufklärungsuniversität, sich verbunden weiß mit Tahiti und seinen Menschen: der Wellenschlag am Nordseestrand ist die Metapher für dieses Bewußtsein. Darauf zielt die Reflexion:

„Es ist mir keine Betrachtung angenehmer, als die, in den poliertesten Zeiten Spuren von Gebräuchen der rohesten Völker aufzusuchen, freilich ebenfalls verfeinert. (Es ist unmöglich, daß ein Volk lange in einer Gattung seiner Kenntnisse zunehmen soll, ohne in den andern auch mit zuzunehmen, wenigstens nicht ohne Scheiterhaufen.) So wird es einem scharfen Beobachter nicht

schwer werden, einen subtilen Schamanismus (geistliche Taschenspieler) selbst auf unsern Kanzeln zu finden. Solche Dinge aufzufinden, darf man nur die Reihe aufsuchen, in welcher der Schamanismus liegt. Alles läßt sich verfeinern, und alles läßt sich vergrößern – ein vortreffliches Erfindungsmittel“. (H 13)

Das ist keine erneute Erinnerung an die (sich vielfältig manifestierende) *Gleichheit* aller Menschen, von der die Rede war, sondern mehr: hier artikuliert sich die Erkenntnis, daß menschliche Existenz auf der Höhe der modern-aufgeklärten Zeit sich verstehen muß im Horizont der weltweiten Verbundenheit mit sogenannten primitiven Erscheinungsweisen menschlicher Existenz oder Lebensform: Kultur ist nicht die Überwindung des „Wilden“, sondern der spannungsvolle und produktive Prozeß der Aneignung und Auseinandersetzung mit dem als solches nicht zu überwindenden „anderen“, das auch „wir“ sind, das auch in „uns“ ist. Ohne diese Spannung wäre nicht etwa ein höchstmögliches Niveau erreicht, wie aufgeklärtes Denken meinen würde. Im Gegenteil: der Ausfall dieser belebenden Spannung wäre unser Ende als europäisch zivilisierte Menschen. Das ist dem vielleicht profundesten aller ethnologischen Aphorismen Lichtenbergs (und hier ist der Ausdruck Aphorismus gerechtfertigt) zu entnehmen:

„Ich glaube, der sicherste Weg, den Menschen weiter zu bringen, wäre, durch die polierte Vernunft des verfeinerten Menschen die blinden Naturgriffe des Barbaren (der zwischen dem Wilden und Feinen in der Mitte steht) mit Philosophie zu verfeinern. *Wenn es einmal in der Welt keine Wilden und keine Barbaren mehr gibt, so ist es um uns geschehen*“ (H 16; Hervorhebung von mir).

Untergang des Abendlandes durch Verlust des Barbarischen oder Wilden in uns und „in der Welt“ dort draußen, die ein Captain Cook erschloß. Kultur ist fruchtbar nur durch eine Relation zu ihrem Widerspiel in und außer uns selbst, zum Unkultivierten, zu Kultivierenden oder wie Lichtenberg sagt, zu Verfeinernden.

Von hier aus lassen sich auch gelegentliche Bemerkungen verstehen, die andeuten, daß die Verfeinerung zu weit gehen kann, den belebenden Kontakt mit dem zu Verfeinernden verlieren kann. Dazu gehört die bereits herangezogene C 18 im Anschluß an Barrères Bericht über Initiationsriten in Guiana:

„Keiner wird in die Gesellschaft aufgenommen, als nachdem er alle harte Proben ausgestanden und tüchtig geworden ist Hunger und Durst zu leiden, sich von großen Ameisen, Wespen, Fliegen und anderm Ungeziefer auf das heftigste stechen und sich an verschiedenen Stellen Schnitte in den Leib machen zu lassen; kurz die empfindlichsten Schmerzen mit der größten Standhaftigkeit und Geduld zu ertragen. [...] Das ist doch mehr als das Magisterwerden bei uns“.

Das ist leichthin gesagt, gewiß; doch zwischen den Zeilen deutet sich zumindest der von Rousseauisten und Primitivisten aller Schattierungen geschürte Verdacht

an, daß die intellektuelle Zivilisation ohne den stärkenden Kontakt mit dem „Barbarischen“ oder „Wilden“ lebensfern, ja leblos werden kann. „Fein“ kann so mit „erkünstelt“ gleichbedeutend werden wie in diesem Gedankensplitter:

„Es ist ein vortrefflicher Gedanke von Forster, der irgendwo in seiner Übersetzung von Wilsons Pelew Islands äußert, daß uns das *Komponierte* im policierten Zustand gelauftiger ist, als das einfache. Es ist dieses ein rechter Hauptquell von Fallaciis, die den feinen erkünstelten Köpfen vorzüglich eigen ist.“ (GH 14).

Was hier *prima facie* ein Widerspruch zu sein scheint, läßt sich als Thematisierung der Grenze lesen, die die Kultur (den „policierten Zustand“) von jener selbstzerstörerischen Überzivilisation trennt, die damals kritisch im Gespräch ist nicht nur bei einem emotionalen Parteigänger Rousseaus wie Herder, sondern auch bei kühlen Köpfen: Haller, Forster und dem Schiller der Antrittsvorlesung über „Was ist und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“⁴⁸ Denn wenn Lichtenberg die Bemerkung Forsters für „vortrefflich“ hält, so heißt das: der Mensch im Stand der Kultur ist gewiß nicht der „einfache“ wie der nackte Palau-Insulaner im Stand der „Unschuld“ in seinem tropischen Garten Eden (doch vgl. die zitierte Notiz F 544 oben S. 110). Andererseits betont der Nachsatz: die an sich nicht falsche Überzeugung, daß das Element des Europäers das aus der Verfeinerung des „Einfachen“ resultierende „Komponierte“ sei, sei eine Quelle des Irrtums, was nur heißen kann: sofern der Europäer sich *nur* in diesem Element sieht. Dann nämlich geht der Kontakt mit dem Unverfeinerten, „Unpolicierten“, Wilden, den Lichtenberg nach allen bisherigen Zitaten überaus schätzt, verloren, und die (aus solchem produktiven Kontakt erzielte) Feinheit verkehrt sich in Künstelei. Daher in GH 14 die Rede von den „feinen erkünstelten Köpfen“, was eindeutig keine „vortreffliche“ Entwicklung signalisiert (die Schlüsse, die sie ziehen, sind falsch, „Fallacia“).

Daß Lichtenberg, ähnlich Herder und anderen deutschen Aficionados des rousseauistischen Unkenrufs, diesen Zustand der Überzivilisation in Europa bereits generell erreicht sähe, dafür jedoch gibt es keine Anhaltspunkte. „Unsere Welt“ scheint ihm eher „noch zu jung“ (C 194). Wohl aber deutet manches darauf hin, daß er dieses sterile mögliche Spätstadium der Zivilisation in China zu lokalisieren geneigt ist. „Chineser dürfen wir noch nicht werden“, heißt es gleich weiter in C 194, und es folgt das Etikett „sinesischer Stillstand“. Das klingt ominös. Ebenso der düstere Ausblick auf die mögliche zukünftige Entwicklung der Zivilisation: „künftig wenn wir uns alle zu Chinesern abgeschliffen haben“ – ausgesprochen im Zusammenhang der jetzt schon überhandnehmenden Kritikausterei, die der Kunst und Literatur schädlich werde (D 653). In die selbe Richtung deutet auch das Wort „Düftler“ (Tüftler): es kommt in den Sudelbüchern insgesamt nur zweimal vor, wie wir jetzt durch Promies' Wortregister in seinem Kommentarband wissen, einmal mit dem Adjektiv „ängstlich kleinlich“, und beidesmal wird es auf Chinesen bezogen, von denen der Notizenschreiber sich pointiert

distanziert (F 827. F 848). Doch sind diese Anhaltspunkte zum Thema China nicht eigentlich ausreichend, und es gibt auch mindestens eine Notiz, die die (wissenschaftliche) Entwicklung Chinas über den in Europa erreichten Stand hinaus in eher positivem Licht sieht (wenn auch der *Beweis* dieser Überlegenheit in der europäischen Zivilisation „große Zerrüttung“ machen würde).⁴⁹

Doch wie es auch in Lichtenbergs Denken um China bestellt sein mag: was Europa angeht, so ist das denkmögliche Stadium der Überzivilisation für Lichtenberg generell („noch“) keineswegs erreicht. Die aufgeklärte Kultur seiner Zeit, als deren Exponent Lichtenberg selbst nicht zu Unrecht gesehen worden ist, ist für ihn im Gegensatz zu Rousseauisten verschiedener Couleur noch wesentlich lebensfähig. Dies aber paradoxerweise aus dem Grunde, daß sie das „Wilde“ nicht hinter sich gelassen, von sich gestoßen, sondern sich integriert hat oder sich zu integrieren bereit ist als Quelle ständiger Regeneration, ja: als ihren Lebensquell. „Wenn es einmal in der Welt keine Wilden und keine Barbaren mehr gibt, so ist es um uns geschehen.“ Das ist keine Philosophie der Kolonisation (deren Fehlentwicklungen Lichtenberg beim Namen genannt hat). Es ist eine Kulturphilosophie, die den modernen, aufgeklärten Menschen gerade in und kraft seiner Intellektualität in lebendiger, belebender Verbindung sieht mit dem „Wilden“ oder auch „Barbarischen“. Diese Verbindung garantiert ihm bei aller Distanz einen zweifachen Kontakt: Kontakt mit „dem Stande der Wildheit“, von dem wir als Einzelmensch oder als Gemeinschaft unseren Ausgang nahmen, in dem wir aber nicht ganz und gar „geblieben“ sind (H 181), *und* Kontakt (und dies nicht zuletzt als Aufgabe für die Zukunft) mit den „rohesten Völkern“ in Übersee (H 13), die dem Initialzustand noch näher sind. „So waren *wir*“, sagt Schiller über die Exoten in ähnlichem Zusammenhang in seiner Antrittsvorlesung.⁵⁰ Lichtenberg, metaphorisch eigentlich immer am Nordseestrand, wo er die Welle spürt, die sich auch an der Küste von Tahiti brechen wird, fügt hinzu: und so sind wir noch, oder doch beinah: er träumt, er fresse Menschenfleisch, wenn auch nur gekochtes. Unsere Identität findet „wir“, die Europäer auf der Höhe der Aufklärung, in der Konfrontation mit tiefster Vergangenheit und fernster Ferne zugleich; und das ist eine Konfrontation, in der es nicht um Entweder-Oder geht, sondern um die Integration dessen, „was der ganzen Menschheit zugeteilt“ ist, zu dem, was die Goethezeit Humanität nennt.

1 Zitate aus Lichtenberg, sofern nicht anders angegeben, nach SB; in allen Abkürzungen der Sudelbücher und sonstigen Notizen folge ich SB 1 u. 2 mit der Bezifferung von Promies. Dessen Kommentar wurde dankbar zur Klärung sachlicher Zusammenhänge der Notizen benutzt.

2 Dazu, mit Nachweisen des frühen Interesses besonders an der Südsee und Tahiti, s. Wolfgang Rödel: *Forster und Lichtenberg*. Berlin 1960, 17 und Anm. 3.

3 GGA 1776, 475-476. Vgl. Karl S. Guthke: *Georg Christoph Lichtenberg's Contributions to the „Göttingische Gelehrte Anzeigen“*. In: *Libri* 12, 1962/63, 334-335.

- 4 Vgl. Karl S. Guthke: *Lessing und die Exoten*. In: *Lessing Yearbook* 1996; Ulrich Im Hof: *Das Europa der Aufklärung*. München 1993, Kap. 6; Urs Bitterli: *Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“*, München 1976; ders: *Der Eingeborene im Weltbild der Aufklärungszeit*. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 53, 1973, 249-263; John H. Parry: *Trade and Dominion*, dt.: *Europäische Kolonialreiche. Welthandel und Weltherrschaft im 18. Jahrhundert*. München 1972, Teil 3.
- 5 *Über die Rechte und Pflichten der Schriftsteller*. In: *Teutscher Merkur*, 1785: 3, 193-207, auch Hempelsche Ausg. Bd. 33, 169-180. Zu Wieland vgl. Alan Menhennet: *Wieland as Armchair Traveller*. In: *Modern Language Notes* 99, 1984, 522-538; Egon Freitag: *Zur „Völker- und Menschenkunde“ im Schaffen Christoph Martin Wielands*. In: Thomas Höhle (Hrsg.): *Wieland-Kolloquium Halberstadt 1983*. In: *KTB, Univ. Halle, Wiss. Beitr.*, 1985, Heft 12, 289-303.
- 6 *Teutscher Merkur*, 1785: 3, 193. 196. 197. 198.
- 7 VS 6, 317-18; aus dem GTC, 1782.
- 8 Forster: *Werke*, Akademie-Ausgabe, Bd. 15, 32; Bw 3, Nr. 1556, 450-452.
- 9 Rudolf Vierhaus: *Lichtenberg und seine Zeit*. In: *Aufklärung über Lichtenberg*. Göttingen 1974, 36.
- 10 Bw 1, Nr. 359, 662. Dort auch „Sauerteig“.
- 11 *Das Europa der Aufklärung* (wie Anm. 4), Kap. 6.
- 12 Dazu, auch kritisch, Rainer Baasner: *Georg Christoph Lichtenberg*. Darmstadt 1992, 48-63. Der Ausdruck ist der Paul Requadts in seinem *Lichtenberg*. Stuttgart 1964.
- 13 Dazu Rödel (wie Anm. 2), 24 und Anm.; Zitat aus einem Brief an K. F. Hindenburg, den Rödel Jan. 1779 datiert (Erstdruck bei Erich Ebstein: *Aus G. C. Lichtenbergs Correspondenz*. Stuttgart 1905, 99), den Bw jedoch Ende Dezember 1778 ansetzt (Bw 1, Nr. 560, 927). Über Forsters Vater, den erwähnten Johann Reinhold, vgl. Lichtenbergs Brief an Johann Andreas Schernhagen vom 16. Oktober 1775 (Bw 1, Nr. 289, 566-568). Eine Vorschau auf Cooks dritte Reise bringt Lichtenberg im GTC für 1778, 90-91. Der Kommentar zu Bd. 3 der SB nennt S. 16 zwei weitere übersichtartige Arbeiten Lichtenbergs zum Thema Südsee-Exploration.
- 14 LE 1, 105. 106.
- 15 N 52.
- 16 Promies stellt solche Listen zusammen in seinem Kommentarband zu Bd. 1 u. 2 (SB 1/2K, 113 zu S. 45), vgl. 237 zu Nr. 130 und SB 3K, 16-17.
- 17 SB 1/2K, 228.
- 18 Eine Auswahl steht in den VS 5 u. 6. Zitat: 5, 247.
- 19 VS 6, 317.
- 20 Goethe: *Werke. Hamburger Ausgabe*. 12, 422.
- 21 Hans-Wolf Jäger: *Herder als Leser von Reiseliteratur*. In: Wolfgang Griep u. H.-W. Jäger (Hrsg.): *Reisen im 18. Jahrhundert*. Heidelberg 1986, 182.
- 22 Etwa Requadt (wie Anm. 12), 146, der die „Relativierung der europäischen Daseinsform“ erwähnt, ohne den Problemen nachzugehen; Franz H. Mautner: *Lichtenberg*. Berlin 1968, spricht zwar von „Lichtenbergs jahrzehntelangen Bemühungen um Erkenntnis und Darstellung des Menschen“ (455), bringt aber nicht einmal Streiflichter auf den Ethnologen und Ethnophilosophen; Rainer Baasner: *Lichtenberg. Das große Ganze*. Paderborn 1992, nennt zwar „Himmel, Erde, Mensch“ Lichtenbergs „zentrale Forschungsgegenstände“ (124), bringt aber nichts zum Thema Exoten; auch Gert Sautermeister hat in seinem Autorenbuch *Georg Christoph Lichtenberg*. München 1993, selbst in seinem Abschnitt „Die Aneignung der Welt“, kein Wort über die Konfrontation mit dem Fremden aus Übersee zu sagen (64-69). Ralph-Rainer Wuthenows

- schöner Essay *Lichtenbergs Skepsis*, erschienen in dem von Hans Joachim Piechotta herausgegebenen Band *Reise und Utopie*. Frankfurt 1976, hat zwar Klärendes zu Lichtenbergs Denkformen zu bemerken (Spiel, Experimentieren, Mißtrauen gegen „Wahrheit“, Umkehrung der Perspektive, das Konjunktivische, „offene Wachsamkeit“), doch kommt die Begegnung mit dem Exoten nicht eigentlich in Sicht. Auch Baasners Forschungsbericht (wie Anm. 12) enthält nichts Einschlägiges. Urs Bitterli: *Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“* (wie Anm. 4), 366: „... man sich wünschte, [Lichtenberg] hätte sich zu Fragen der Anthropologie des öfteren und systematischer zu Wort gemeldet“.
- 23 Zu solchem ethnologischen Sichtzwang vgl. z. B. Anthony Pagden: *The Fall of Natural Man. The American Indian and the Origins of Comparative Ethnology*. Cambridge 1982, 2, 10. 26.
- 24 Vgl. L 696 und den weiterführenden Kommentar dazu.
- 25 Zitate nach LE 1, 105-106. 109-111. Zu Omai auch Neil Rennie, *Far-Fetched Facts: The Literature of Travel and the Idea of the South Seas*. Oxford 1995, 126-140; Bitterli, Teil I, Kap. 3: „Eingeborene auf Besuch“.
- 26 „Dr. Meade (so wird er geschrieben in European Magazin May. 1798 p. 292 wo die Anekdote in Dr Brocklesby's Leben erzählt wird) nötigte einmal den berüchtigten Impostor Psalmanazaar an seiner Tafel ein ganzes [Pfund] Menschenfleisch zu essen, das man am Morgen frisch aus den Hinterbacken eines Kerls, der gehenkt worden war, geschnitten hatte. Er verzehrte es wirklich mit scheinbar gutem Appetit. Der Kerl hatte nämlich von seiner Insel Formosa gesagt, daß man da gewöhnlich Menschenfleisch speise, und daß [es] ein delizioses Gericht wäre. Es ist wohl gewiß der berühmte Dr Mead“. (L 579).
- 27 Vgl. Karl S. Guthke: *Lessing Yearbook* 1996 (wie Anm. 4).
- 28 Zu den damaligen Versuchen, die Ursache der verschiedenen Hautfarben zu erklären, siehe Felix Günther: *Die Wissenschaft vom Menschen. Ein Beitrag zum deutschen Geistesleben im Zeitalter des Rationalismus*. Gotha 1907, 50-52, 59-61 (Klima).
- 29 Akademie-Ausgabe, Bd. 9, 379.
- 30 Akademie-Ausgabe, Bd. 9, 311-320; 377-436.
- 31 Zusatz zwischen den Zeilen! Vgl. auch KA 65 (die Russen haben kein Wort für Kind und Tugend, nur „besondere“ Wörter) und L 687 („lustige Vorstellung“, daß ein Neger eine Ode über Schlittenfahren schriebe).
- 32 Vgl. Günther (wie Anm. 28), 30-35.
- 33 *Ideen*. In: B. Suphan (Hrsg.): Herder: *Sämmtliche Werke*. Berlin 1877-1913. Bd. 13, 256.
- 34 Dazu allgemein Lee Eldridge Huddleston: *The Origin of the American Indians. European Concepts, 1492-1729*. Austin, Texas, u. London 1967; auch A. Pagden (wie Anm. 23).
- 35 Sander Gilman: *The Image of the Black on the Austrian Stage from Schikaneder to Grillparzer*. In: Gilman: *On Blackness Without Blacks*. Boston 1982, 57-82.
- 36 Vgl. Anm. 39 unten.
- 37 Günther (wie Anm. 28), 35-38.
- 38 SB 3, 273, 274; dazu die angegebenen Stellen zu den Hottentotten; RA 182.
- 39 Zum negativen Vorurteil s. Richard H. Popkin: *The Philosophical Basis of Eighteenth-Century Racism*. In: Harold E. Pagliaro (Hrsg.): *Racism in the Eighteenth Century (Studies in Eighteenth-Century Culture, Bd. 3)*. Cleveland u. London 1973, 245-262; Sander L. Gilman: *Lavater, Lichtenberg, and the Physiognomy of the Black*. In: Gilman: *On Blackness without Blacks* (wie Anm. 35), 49-56; Andreas Mielke: *Fremde*

- Welt – Verkehrte Welt. Zur Bestialisierung der Hottentotten in Reisebeschreibung und Satire. In: E. Iwasaki (Hrsg.): *Begegnung mit dem „Fremden“*. Akten des VIII. Internat. Germanistenkongresses Tokyo 1990. München 1991, Bd. 7, 365-371. Positive und negative Bilder des Schwarzen: Beverly Harris-Schenz: *Black Images in Eighteenth-Century German Literature*. Stuttgart 1981, Kap. 4 und 5; zum Schwarzen (auch Hottentotten) als edlem Wilden s. Amadou Booker Sadj: *Das Bild des Negro-Afrikaners in der deutschen Kolonialliteratur (1884-1945)*, Berlin 1985. 68-70.
- 40 D 30. F 830; vgl. F 827. F 848. F 866. F 942. F 1137. G 12.
- 41 Dasselbe meint Lichtenberg in *Über Physiognomik* mit dem Satz: „Wäre es nicht Unsinn zu sagen, weil der Mohr dumm und tückisch ist, so ist es der Deutsche ebenfalls, dessen Nase und Lippe sich der Lippe und Nase des Schwarzen nähern“ (SB 3, 274).
- 42 Siehe auch noch L 380: „Dem armen Aorabanu auf Neu-Südwallis wurde weis gemacht, die Ketten seien Zierraten“.
- 43 Vgl. H. B. Nisbet: *Herders anthropologische Anschauungen in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“*, In: Jürgen Barkhoff u. Eda Sagarra (Hrsg.): *Anthropologie und Literatur um 1800*. München 1992, 12-13, 22-23.
- 44 Über die Ursprünge im 16. Jahrhundert vgl. bes. A. Pagden (wie Anm. 23); auch John E. Moffitt u. Santiago Sebastián: *O Brave New People. The European Invention of the American Indian*. Albuquerque, N.M., 1996, Kap. 1, bes. auch S. 5-7 u. Kap. 5; Beverly Harris-Schenz. (wie Anm. 39), Kap. 4 u. 5.
- 45 Winfried Volk: *Die Entdeckung Tahitis und das Wunschbild der seligen Insel in der deutschen Literatur*. Diss. Heidelberg 1934; Alan Moorehead: *The Fatal Impact. An Account of the Invasion of the South Pacific, 1767-1840*. London 1966, 41-52; Neil Rennie (wie Anm. 25), passim.
- 46 Zum Beispiel F 536, SB 3, 266, 269; vgl. auch SB 1/2K, zu E 359. Zu Haller: Karl S. Guthke: *Edle Wilde und Zahnausfall. Haller und die Indianer*. In: Karl S. Guthke: *Das Abenteuer der Literatur*. Bern 1981. S. 70-71; Karl S. Guthke: *Von arbeitsamen Menschenfressern und Diebstahl im Paradies: Albrecht von Haller und die Völkerkunde seiner Zeit*. In: *Scientia poetica II* (1997).
- 47 Promies weist im Kommentar zu D 403 eine dritte Stelle nach.
- 48 Vgl. dazu Karl S. Guthke: *Zwischen „Wilden“ in Übersee und „Barbaren“ in Europa. Schillers Ethno-Anthropologie*. In: R. Hagenbüchle u. R. L. Fetz (Hrsg.): *Geschichte und Vorgeschichte der modernen Subjektivität*. Berlin 1997; und *Edle Wilde* (wie Anm. 46, 55-72).
- 49 „Da die Geschichte der Chineser, wenn sie gegründet wäre allerdings eine große Zerrüttung in der unsrigen machen würde, und wir sie doch nicht so grade weg verwerfen können, da die Chineser in Staatsverwaltung gewiß uns alle übertreffen (dieses rührt von dem großen Ansehen der Eltern her wie Herr Deluc glaubt) so wäre es wohl der Mühe wert sich gnauer um sie zu bekümmern, sollten sie wohl in ihrer Geschichte Nachrichten von Mondes- und Sonnenfinsternissen aufgezeichnet haben? Dieses diente auf einmal ihre übrige Behauptungen sehr wahrscheinlich zu machen. [...]“ (RA 168).
- 50 *Sämtliche Werke*. In: Gerhard Fricke u. a. (Hrsg.). München 1966, Bd. 4, 755.